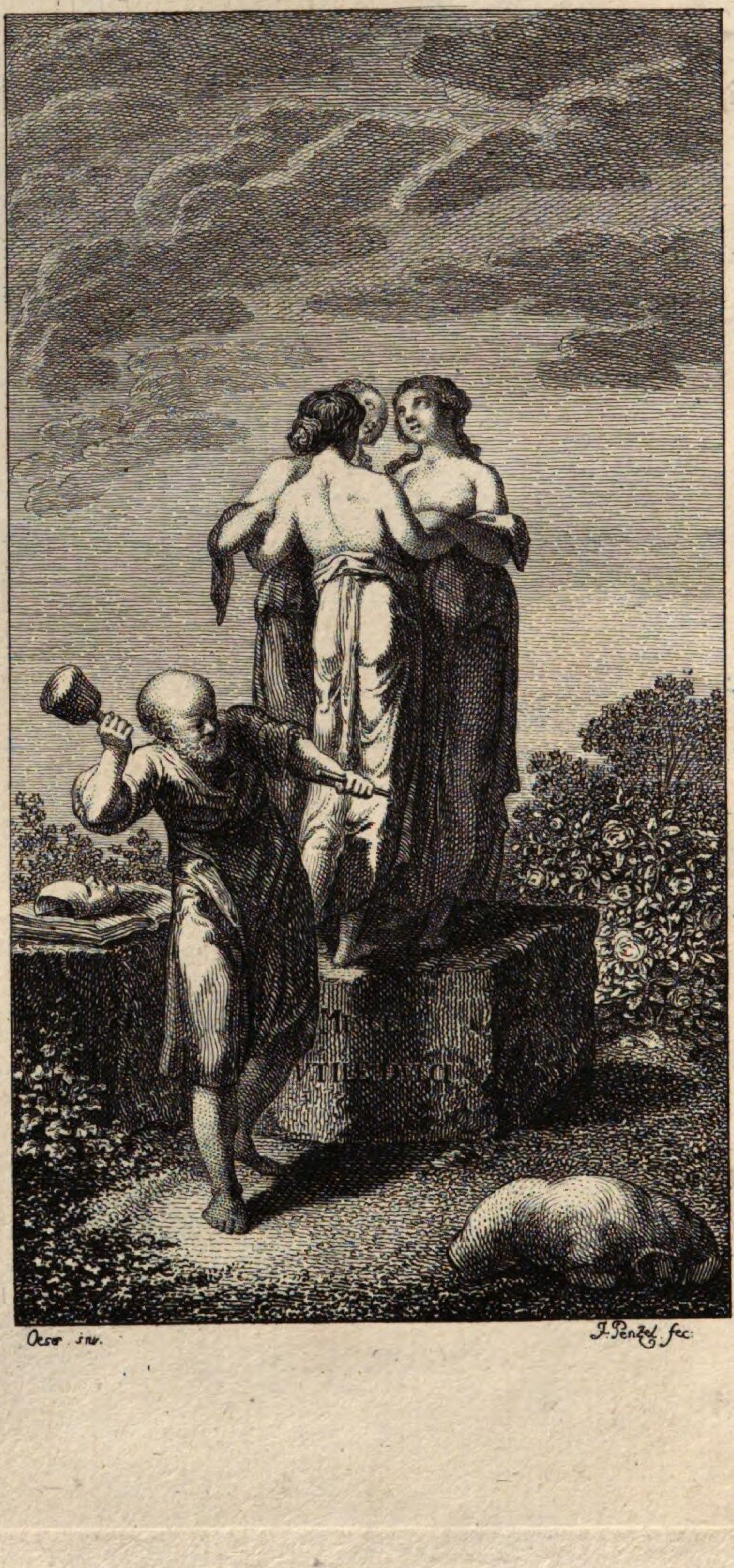
Ex Libr:Ios:Ant:Imhof de
Spielberg Coll:Ecc:S:Petri
Præp:et S:Maurit:Dec:A.V:

Engels schriftstellerische Vorzüge bestehen kürzlich in Folgendem: die Sprache hat eine ungewöhnliche Ründung und Politur, in der Charakterzeichnung herrscht Ebenmaß und Wahrheit, in Empfindungen und Gefühlen Adel, Rührung und Interesse. Engels dramatische Werke sind zwar kleiner, als die Lessings aber sie erreichen den Werth jener großen Meisterstücke, sie sind angelegt mit demselben Genie und mit demselben Fleiße vollendet. Gleiche Deutlichkeit des Styls, gleiche Wärme des Herzens und wohlthuende Gesinnungen entzücken in seinen prosaischen Aufsätzen. Die seltene Gabe zu erzählen, die Kunst, den Kopf und das Herz des Lesers immer zugleich zu beschäftigen, die feinen Bemerkungen über Sitten und Menschen, der ungezwungene Witz, die schalkhafte Satyre und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die er bearbeitet, alles dies kömmt zusammen, um sein Verdienst recht glänzend zu machen.

Phil.
946
-1-

I B
R 5.



Oeser inv. J. Penzel fec.

Der
Philosoph
für die Welt.

Herausgegeben
von
J. J. Engel.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erster Theil.

Vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1787.

Inhalt.

Im ersten Theil.

Erstes Stück: Die Göttinnen. S. 1
Zweytes Stück: Aus einem Briefe, über die Leiden des jungen Werthers. 20
Drittes Stück: Die Höle auf Antiparos. — Von der Gefahr gewisser Lecturen für gewisse Leser. 32
Viertes Stück: Bayle an Shaftesbury. 54
Fünftes Stück: Shaftesbury an Bayle. 60
Sechstes Stück: Tobias Witt. 71
Siebentes Stück: Die Eiche und die Eichel, ein Gespräch über Dutens Buch von dem Ursprunge der Entdeckungen, die den Neuern zugeschrieben werden. 82
Achtes Stück: Erster Brief an Herrn Dutens. 94

Inhalt.

Neuntes Stück: Zweyter Brief an eben denselben. S. 103
Zehntes Stück: Ueber Emilia Galotti; erster Brief. 112
Eilftes Stück: Zweyter Brief. 124
Zwölftes Stück: Dritter Brief. 136
Dreyzehntes Stück: Hylas und Philonous. 146
Vierzehntes Stück: Der Bienenkorb. 154
Zusatz. 175

Das Titelkupfer stellt den Sokrates dar, der die Grazien in Stein aushaut. Im Vordergrunde liegt der berühmte Torso, welcher als die Regel der Kunst betrachtet wird. Die übrigen Attribute, als die Rosenhecke und das aufgeschlagne Buch, worauf eine Larve liegt, bedürfen keiner Erklärung.

Erstes

Erstes Stück.

Die Göttinnen.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in ståter Uneinigkeit. Beyde wünschten ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altåren der andern; erst mußte er des Dienstes der Venus überdrüßig seyn, ehe er sie verließ und sich dem Dienste Minervens weyhte. Nur hie und da fand sich ein Sterblicher, der seine Opfer unpartheyisch zwischen beyden theilte: und dieser war immer, nach dem eignen geheimen Urtheile Minervens, der weiseste. Jede der

Göttinnen hatte Hoffnung, ihn ganz zu gewinnen, und jede überschüttete ihn daher mit ihren süßesten Wohlthaten und ihrem schönsten Segen.

Indessen kam die Eifersucht beyder Göttinnen nur selten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten seine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter seines Hauptes, und gegen solche Kinder ist die Liebe sehr zärtlich; auf der andern hatte er auch der Venus große Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm so manche selige Schäferstunde verschafft, worin er seiner Majestät vergaß, und sich für die vielen Sorgen seiner Regierung eben so belohnte, wie sich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für einem erhabnern Beyspiele könnten sie auch folgen, als dem Beyspiele Jupiters? — Gemeiniglich blieb es also zwischen beyden Göttinnen bey Blicken, bey Ironien, bey Anspielungen; kurz, bey dem ganzen kleinen Na-

delgefechte, womit sich die Damen oft schmerzhaftere Wunden zu ritzen pflegen, als die Männer sich schlagen. Die Göttin von Cythere fuhr dabey noch am besten. Minerva war zu ernsthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philosophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihren Soriten Apollo gähnte, daß ihm von der Bewegung der Lorbeer um seine Schläfe rauschte; wenn Bacchus, zurück gelehnt an einer der Säulen des Göttersaals, mit vorgestrecktem Bauch und beyde Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegschnarchte; wenn selbst der Adler Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener süssen und malerischen Stellung schlummerte, worin ihn Pindar beschreibt: so fing auf einmal die sorglose Venus an, mit ihrem Buben zu tändeln, oder warf sich wohl gar auf ihren berußten Vulkan, an den sie so viel Liebkosungen verschwendete, ihm so viel süße Thorheiten vorsagte, so oft den ambrosischen Kuß auf seine Wangen und Lippen drückte, daß

alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten alle vor Lachen über den guten Ehemann ersticken, der alle diese Schmeicheleyen für baare Münze nahm, und sich vor Freude und Zärtlichkeit nicht zu lassen wußte. — Auftritte dieser Art gingen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte sie oft die größten Bitterkeiten ausgeströmt, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit sich erinnert hätte, daß sie die Göttin der Weisheit wäre.

Liebes Kind, zischelte oft Jupiter seiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es sollte dein Vortheil seyn, wenn du mit der von Cythere Freundschaft hieltest. Minerva selbst sah das ein; aber sie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eifersucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. — Alle Welt drängte sich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die ersten,

die schönsten Früchte geopfert: zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten, um sich der Venus Gunst zu versprechen; und so bekam die gute Tochter Jupiters nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre sah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mägdchen; es war an ihren Festen das lebendigste Gewühl um sie her: im Heiligthume Minervens standen nur sparsame Gruppen kraftloser Greise und welker Matronen, die mühsam an ihren Stäben herzuschlichen, statt Opfer Weyhrauch brachten, und ihrem Reiche nur noch wenig Dienste versprachen. Selten fand sich ein Jüngling, und noch weit seltner ein Mägdchen. — Kam einst von der Liebe zur Weisheit, aus Verdruß, nicht erhört zu seyn, ein Mann oder ein Jüngling herüber; so war es mit unwillig langsamen Schritt, und immer den Blick mehr hinterwärts, als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es selten, daß er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre.

Nur ein einziges flüchtiges Lächeln, das die Göttin ihm nachschickte; so war aller Unwille aus seiner Brust verschwunden, und er eilte nur desto brünstiger wieder zurücke. Ja selbst unter den abgelebtesten Greisen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meisten forderten ihre Gunstbezeugungen nur, um doch etwas zu haben, da sie das nicht mehr haben konnten, was sie sonst freylich am liebsten gehabt hätten.

Einst, da sich Minerva, beym einsamen Schimmer des Mondes, zu dem geliebtesten ihrer Lieblinge herabließ, um ihn mit ihren geheimen Einflüssen zu begünstigen, und sein innres Auge zum seligen Anschauen der intellectuellen Schönheit zu öffnen, fand sie ihren Platz schon von der Göttin der Liebe eingenommen, und den ernsthaften Weisen mitten in dem noch seligern Anschauen einer sinnlichen Schönheit begriffen. Dieser neue Triumph ihrer Feindin war allzu kränkend, als daß sie ihn so im Stillen hätte verschmerzen sollen.

Sie verfolgte von diesem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendsten Anmerkungen, und fand bey den entferntesten Veranlassungen Uebergänge zu Bitterkeiten.

Jupiter, auf den Frieden in seinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und schrecklich zusammengezogenen Augenbraunen hervorschoß; aber umsonst! Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttin der Weisheit hinlänglich glaubte, daß Neckereyen dieser Art einer Gottheit nicht anständig wären.

O Jupiter! rief Minerva aus, indem sie wieder mit dem Gespräche zur Seite absprang; sage mir: was ist eine Gottheit? Ich bin schon längst in meinem Begriff davon irre geworden. Es giebt ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Altäre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildsäulen die Nationen gebückt liegen, und denen doch gerade das erste Kenn-

zeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttin der Liebe geworfen, verpflichtete diese, zu antworten.

Das erste Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was ist das?

Wie? Was das ist? — Wenn der Mensch fragt, wer bin ich? so behauptet er seinen Vorzug über dem Wurm. Wenn eine Göttin so fragt, so sinkt sie zur Menschheit herab. — Die Wohlthätigkeit ist es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrschen.

Und die Gottheit, der dieß Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten? —

Sehr gerne! Eine beschämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Diese Gottheit sind Sie.

Ich? lächelte Venus, und sah mit der freyen Miene eines reinen Gewissens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer sonst, Madame? — Wenn die Stimme

des Jammers, die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels so weit übertönt, daß oft Jupiter selbst in seinem innersten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in seinem Himmel vermißt: wer sonst ist Ursache, als Sie? — Es ist die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: In den klagendsten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer gefühlte Wohllust, als in den feurigsten eines Allegro. — Ich; ich sollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde — die Dichter — Was darf ich Ihnen mehr sagen? — sind Dichter.

Armer Apoll! lispelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunstgriff, sich eine Parthey zu machen, ist sehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeisterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt sein Gesang von Göttern und Weisen und Helden:

aber die Sänger der Liebe sind auch die Sänger des Weins, und schöpfen ihre Begeisterung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der sorglose Bacchus, und reichte seinen Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus stand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fing sie an, mit jener freundlichen Holdseligkeit, die jeden Verdruß verscheucht und jede Sorge hinwegschmelzt — und dann streichelte sie seine Wangen, daß die kleinste Runzel von seiner Stirne schwand, und die ernsthafte Juno vor eifersüchtigem Zorne glühte. Lieber Vater! rief sie noch einmal; du mußt es wissen; du kennst mich. Ist es wahr, daß ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeschreiblich, und Juno knirschte vor Wuth. Denn so feind sie auch den Ausschweifungen ihres Gemahls war, so sehr haßte sie doch alle Anspielungen darauf; sie mußten denn

von ihr selbst, zwischen den stummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fing endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an; was zankt ihr denn immer, ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva sagte, das Kennzeichen der Gottheit ist, so dürft ihr euch nur versöhnen, um beyde mehr Gottheiten zu seyn. Apoll hat euch das so oft schon gerathen, und ich so oft euch befohlen. — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erst über den Cocyt dürfen, um ein Elysium zu finden; es wird ihnen an seinen beyden Ufern blühen. — Du, Minerva, bist allzustrenge, und du, Venus, zu leichtsinnig.

Allzustrenge? sagte Minerva, und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne bewilliget ward. Sie sagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris schoß auf ihrem farbigten Bogen zur Erde. — Ich erbiete mich zu jenem ewigen Bunde, Jupiter, den du mir anträgst: aber nur Geduld! und du selbst magst dann richten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Gestalt mit sich, die den ganzen Himmel in Erstaunen setzte. Es war kein Mensch mehr; es war nur die unvollkommne Idee eines Menschen; ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worin der letzte Funke Feuers erloschen war, lagen tief in ihren Hölen; sein Nacken war krumm und gebückt, und seine Stimme keuchend, wie eines Nestors.

Da seht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückseligkeit, womit die Göttin von Cythere ihren Anbetern lohnt! Und solcher Elenden ist der ganze Erdboden voll. Ihr haltet sie für die Göttin des Lebens? Ihr irrt euch. Sie steht mit den Göttern des Todes im Bündniß. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grausam als sie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; so ist sie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerschneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfarth der Menschen am Herzen — wurden über diesen Anblick erbittert. Jupiter schüttelte sein Haupt, daß der himmlische Pallast durch alle Gemächer erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und selbst der Menschenwürgende Mars fluchte in seiner Wuth alle Ströme der Hölle zusammen. Indeß saß die Göttin von Cythere da, als wollte sie durch den krystallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefsten Abgründe am Caucasus sinken: nur dann und wann erhob sie ein schüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Besserung zu geloben schien.

Aber schon hatte sie heimlich, sobald sie Minervens Absicht errieth, dem Mercur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verstand, und schnell, als ob er vom ersten der Götter käme, zu vollstrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel stand der kleinen süßlächelnden Cytherea zu Gebote.

Sie war mehr Königin des Olymps, als Jupiter selbst. Alles liebte sie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus; die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und stand eben in der Mitte einer der gründlichsten Abhandlungen — gründlicher, als sie je ein Secretär vor der französischen Academie eines deutschen Königs verlaß — worin sie mit größter Scharfsinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre Glückseligkeit sey? und mit den triftigsten Beweisgründen darthat, daß alles, was die Göttin der Liebe den Sterblichen anböte, nichts als Scheingüter wären, nichts, als eitle, hinfällige, sinnliche, thierische, thörichte — — —

Und hier kam Mercur wieder zurück. — Ein neues Gespenst? riefen die Götter. Hatten wir nicht schon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft sie hinaus! Schafft sie hinaus! oder wollt ihr den Himmel zu einem Orcus machen?

O Mercur! seufzte Venus, als ob sie ihre Beschämung nicht länger ertragen könnte: mußt denn auch du, Mercur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dieß Gerippe hier Sie an? Schämen Sie sich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieses hier lassen Sie sich Minerva schämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indeß der Göttin der Weisheit die Worte im Munde erstarben. — Aber beym Jupiter, ja! Das ist kein Liebhaber; das ist ein Weiser. — Armes Geschöpf! Laß mich dich ansehn! — Du blinzelst? Kann dich dieses sanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven so schwach? —

O Göttin! Und meine Gehörnerven noch schwächer. Rede leiser mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerstimme des Jupiters.

Ist es möglich? Und doch ist meine Stimme,

wie alle Götter sagen, die sanfteste im Olympus. — Du zitterst? Dich schaudert? Fühlst du denn nicht den Einfluß dieses holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt ich, Göttin? Der erwärmende Saft des Lebens ist in allen meinen Gefäßen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttin! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine desto tödtlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem sich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte — jene Farbe und diese Farbe; jene Wangen und diese Wangen; jene Ohnmacht und diese Ohnmacht — —

Ists denn meine Schuld, rief Minerva mit hönischaufgezogener Oberlippe, daß dieser Thor sich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und ist es meine, erwiederte Venus, wenn

auch jener, im Genusse der meinigen, keine Grenzen kannte?

Schamlose Vergleichung! sagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, so hat doch der meinige zu dem edelsten Endzwecke gearbeitet. Er hat gesucht, die Menschen zur Weisheit und Tugend zu bilden.

Und der meinige, die Menschen selbst zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach sie. Alle weibliche Gottheiten, selbst die alte großmütterliche Ceres, versteckten das Gesicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen über die Schamlosigkeit ihrer Mitgöttin zu. Aber Jupiter befahl dem Mercur, beyde Gerippe hinauszuschaffen, deren Anblick ihm die Freude seines Himmels verderbte. Nimm sie nur gleich mit zum Styx, sprach er: denn warum willst du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt sie sicher für Schatten!

Und dann wandte er sich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit! Sehet da die Früchte eurer ausschließenden Herrschsucht! Wir alle, so viel unser sind, sollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wohllüste des Geistes, noch für die Wohllüste des Körpers ist der Mensch allein geschaffen: in beyden stürzt Uebermaaß ihn ins Elend. So wie der äußere Mensch ohne unsre vereinigten Wohlthaten, ohne meinen Aether, und ohne deine Luft, o Juno, und ohne deine Wasser, Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres, und ohne dein Feuer, Vulkan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus dazwischen, mit emporgehabenem Becher — — nicht bestehen kann: so kann auch der innre Mensch ohne eure vereinigten Gaben, ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine Triebe, o Venus, ohne deine Musen, Apoll, zu keiner

Vollkommenheit aufblühn; und der ganze Mensch kann ohne uns alle — —

* * *

O verzweifelt, mein Leser! Indem ich eine der treflichsten philosophischen Deductionen aus dem Archiv des Himmels, wovon mir Mercur einige Blätter entwandt hat, für dich abschreiben will; so fährt durch meine einsame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich also mit dem, was du hast, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein, es zu suchen.

Zweytes Stück.

Aus einem Briefe.

— Auch für mich ist der Charakter des jungen Werthers äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beyde uns so reizend scheinen, dahingegen sie bey der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verach-

tet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabey wirklich sehr weit und richtig seyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und Teufel; das andere Engel. Aber wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — —

Die Leiden des jungen Werthers haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand und Dreistig-

keit; Gunst beym Publikum und Begierde zu herrschen.

Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unsrer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen kommen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechselnde, immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Oerter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaßt, wird überwogen und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht kommt dabey alles auf die eine Betrachtung an: daß der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiderbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verständigsten, größten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher giebt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stöhrt, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhängen. Ich weiß nicht, sagt **Werther** selbst, was das heißt: Leben, Sterben. Ich weiß es, bey Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in

diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht?

Ich weiß, daß man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophiren nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nehmlich in dem großen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Activität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel; mit einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf statt. So weit, als diese Erkenntniß der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm glücklich ablösen lasse; ich werde mit Einem Ar-

me fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe? ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich geboren werden, wachsen, leben und sterben läßt, alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir seyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders ist, untersuchen: ob es der Natur des Menschen und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt sey, sich zu ermorden; etwas anders die Frage: wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten; wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch dafür bewahret werden soll?

Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punkt!

Dieß macht bey Werthern einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und alles was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz, der sonst mit der Liebe gegen die

geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insekten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne, als er Aehnlichkeiten damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt darauf mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein; ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der andern, besonders je näher ihm diese andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwürigkeit, in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das

Gute und Schätzbare, was er bey näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen und bis in ihre gemeiniglich ganz von uns vergessene und vernachlässigte Werke lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstellung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur Einsamkeit und zu bloßem ungeselligen Nachdenken; zweytens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen andre entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehn, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennten oder

Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist; lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden und darin unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da

für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meynungen über diesen Punkt der Mensch bey sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es freylich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredsamkeit vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten; aus dem einen, wenn sie begangen worden ist; aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beyde Gesichtspunkte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben

entwickelt; wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menschen, meine Liebe des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabey den andern Gesichtspunkt vergessen; das heißt, er muß mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen ließe. — —

V.

Drittes Stück.

Die Höle auf Antiparos.

Herr von Millwitz war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiß, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faßte endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluß, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluß kostete ihm um so weniger, da er bey großem natürlichen Muthe ein brennendes Verlangen hatte, die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäßlichkeit und der Rath der Aerzte, die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er ging auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron v. B**, dessen Rittersitz nur einige Meilen von dem seinigen lag. Das Bedürfniß des Umgangs machte zwey Menschen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptstadt nie würden geworden seyn.

Einst, da Millwitz zu dem Baron unvermuthet hereintrat, warf dieser, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worin er eben gelesen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lectüre um so begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! Wie Sie wollen! — für mich freylich noch neu; aber für einen so großen Leser, wie Sie, vermuthlich schon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als es der Baron ihm mit einer lustigen Miene

wegriß, und ihn mit vieler Selbstzufriedenheit fragte, für was für ein Buch ers wohl hielte?

Ich wette, Baron, daß es ein verliebter Roman ist.

Ey denkt doch! Weil ich es lese. — Aber, mein Herr Gelehrter; dasmal irren Sie sich. Rathen Sie besser!

Eine Reisebeschreibung? — und schon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! Das darf man bey Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bey mir nicht erwarten? — Sie bilden sich doch nicht ein, daß Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland sind?

Da wär' ich sehr unverschämt. Bin ich denn nicht bey Ihnen?

Spötterey! Spötterey! Ich verstehe. — Aber, was man nicht ist, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem Wege dazu. — Philosophie, Freund! Philosophie! — indem er ihm das Buch mit trium-

phirender Miene vorhielt — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefsten Metaphysik!

Wie? Das sollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erstaunte nicht wenig, als es das berufne Systême de la nature war.

Ist es möglich? Sie lesen ein Werk, wie dieses?

Also kennen Sies doch? —

Von Livorno her! Ein Engelländer lieh es mir, da ich krank war.

Nun? und fanden Sies nicht wirklich vortreflich?

Vortreflich! Ein Buch von solchen Grundsätzen vortreflich!

Ich meyne, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? — Ein Gift, das durch seine Süßigkeit den Geschmack reizt, ist nicht weniger Gift, und man muß

nur um desto mehr dafür warnen. — In aller Welt! Wie sind Sie auf dieses Buch verfallen?

Je nun wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ohngefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es sich fand, ließ man michs theuer bezahlen. Es kostet mich, wie es da ist, sechs Rubel.

Nun, beym Himmel, Baron! Ich wollte, Sie hätten Ihre sechs Rubel einem Armen, oder — — hätten sie einem Mägdchen gegeben. Eins ist nicht so schlimm, als das andre.

Pfuy, Millwitz! Pfuy! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machens auch, wie ein Pfaffe. — Erst genießen die Herren selbst, und nachher, wenn wir armen Layen nun auch genießen wollen, sind wir verdammt. — Warum denn nicht lesen? Haben doch Sie es gelesen!

Guter Baron! Ich und Sie, ist ein Unterschied. — Hätt ich nie trockne deutsche Metaphysik gelesen, so würd ich mich vor der beredten französischen fürchten. — Sagen Sie mir: Wie konnten Sie bey Ihrem Abscheu vor aller Anstrengung, bey Ihrer Unlust zu allem tieferem Nachdenken, bey Ihrem wirklichen Mangel an den vielen Kenntnissen, die so ein Buch voraussetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen — —

Je nun — die Wahrheit zu sagen, — man sitzt in Gesellschaft von euch Herren immer da, wie ein Oelgötze. Man muß doch einmal mitsprechen können.

Mitsprechen, Baron!— Für das, was Sie aus diesem Buche mitsprechen können, wäre Zuhören besser. — Und leider! — auf Gegenstände dieser Art fällt die Rede so selten.

So muß man sie darauf bringen, zum Henker!

Um sich ein Ansehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie stellen sich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich sehe da keine. — Man amüsirt sich, man liest, man denkt nach — —

Wenn man kann, guter Baron. — Und wenn mans nicht recht kann; so wird man ungewiß, läßt sich hinreißen, giebt Beyfall; verliert seinen Glauben an Gott, seine Beruhigung, seine Tugend vielleicht — und das alles ist Kleinigkeit. Nicht? — — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bey Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! schrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; sind Sie bey Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er sich ein wenig wieder erhohlte — aber man heizt eben nicht mit sechs Rubeln, wenn mans mit einer Kupiecke kann; und das Buch — das Buch ist nun einmal mein! Ich wills lesen. —

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Possen! Possen! — Gesetzt nun auch, ich werde ein Atheist; was ists mehr? — Wenn ichs bin, so lasse ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Christen. — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir setzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch frostig sind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flasche Burgunder.

O liebster Freund! fing er dann wieder mit einem Seufzer an; Sie sind gereist; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitging! — Tausendmal habe ichs schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzehlt haben — die ganze Zeit ists mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter,

bester Millwitz! Noch mehr solche Geschichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr.

Ey was? Sie müssen noch wissen. — Da! Frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron! — als noch Freyheit und Wissenschaft darin wohnten. — Aber auch jetzt — — Doch was soll ich Ihnen erzehlen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas gesehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen! die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaquen, von Meerstrudeln, von feuerspeyenden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör' ich nichts lieber.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?

Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine Hôle gebaut hat.

Eine Hôle? Hat die Natur dort eine Hôle gebaut? — Nein, bey meiner Seele! Davon

weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? — Gütiger Gott! Was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fing hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene, Höle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und nachher Tournefort mit so viel Gefahr hinabstiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstergeschichtchen seiner Amme mochte gehorcht haben.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abschüßiger und abschüßiger. Endlich kamen wir an ein finstres Loch, wodurch wir nicht anders, als gebückt und bey dem

Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereitet. Er saß mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweyte, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven, als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen und die ich so nahe vorbeymußte, drehend geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meynen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig, wie Eis, und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinankletterten — freylich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron?

Nichts, Millwitz! Nichts! — Blos mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber da ich nun eben glaubte, sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bey dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hangen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem grǒßten Vergnůgen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sey gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — Sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! Was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder hinaus?

Ich muß doch! Sonst tränk ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt' ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos trefliche Aerzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Willwitz lachte. — Ueber die große Gefahr! — Gleichwohl, Baron; — beym Wiederheraufsteigen gings ärger, als beym Hinuntersteigen. Da hätte Rath dazu werden können. — — Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dieß alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter wiederfuhr. — Sie erinnern sich doch? — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und

zurückgehaltenem Odem, ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt — —

Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beym Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort, und endigte dann seine Erzehlung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und stürzte fast, vor Freuden, den Tisch über den Haufen.

Sind Sie? Sind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sey Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdische Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beym Himmel! Ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe: und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen — —

Aber nicht mit so viel Gefahr! — Sehen Sie sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es giebt ein Ansehen. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ists denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Also, Baron — wenn Sie wären zugegen gewesen; Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? —

Ich Sie? Bey den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er stand auf und gab ihm die Hand. Ja, beym Himmel, Millwitz! Und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen! Bey den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? — Dann muß ich mich schämen, daß Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweisen wollen, als ich gegen Sie bewiesen. — Sie haben einen schwachen Kopf, wie Sie sagten?

Den hab ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen vom Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendsünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen schießen sollte, Baron! — Er stand auf, kam zurück, und das Systême de la Nature lag im Feuer.

Der Baron war zu sehr erstaunt, als daß er sich sogleich hätte fassen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu spät. Das

Buch war schon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fing er darauf nach einigem Stillschweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geist oder der Teufel? —

Der Geist der Freundschaft, Baron, ist ein guter Geist. Sie waren für meine Erhaltung besorgt; es ist Pflicht, daß ichs für die Ihrige sey.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Höle konnten den Hals brechen: und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Aergers. — Zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorsehung werden; einer Tugend, die ohnedieß schon auf schwachen Füßen steht — verzeihen Sie, Freund! — noch vollends alle Festigkeit nehmen; die Gründe seiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geschöpf, wie der Mensch, das Größte und Wichtigste ist: — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie schwärmen. Verlier ichs denn schon? — Sie könnten's verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für so einen Kopf ist das Systême de la Nature nicht geschrieben. Es verlangt feste Nerven und einen dreisten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der möchte so leicht nicht wieder herauskommen. — — Der Fall hat viel Aehnlichs, Baron. In meiner Höle, wie Sie sagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: in den Speculationen dieses Buchs ist für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. — — Und um die Aehnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: Kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen seyn, mir zu helfen: und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höle ein Kreuz schlagen, und gehn, daß er fortkäme. —

Der Baron mußte nachdenkend geworden seyn, denn er blieb ernsthaft, ob es gleich

über sein Lieblingsthema, den Pfarrer, herging. — Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundschaft die Hand:

Sie erkennen, daß ich Sie liebe? —

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen. —

Nun, so hören Sie mich! Sie beschworen mich mit der edelsten Hitze, nie wieder in eine Höle zu steigen, und hier meine Hand! Ich will folgen. — Aber nun muß ich auch Sie beschwören: Bemengen Sie sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorsehung vom Throne stürzen. Bleiben Sie immer, statt sich in jene trüben Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menschenverstandes, und statt sich an einem morschen Seil über Abgründen hinzuhängen, auf dem festen, sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. — Aber, fuhr er fort; meine besten Jahre hab ich nun einmal verträumt. Ich bin

ein Dummkopf, — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daß ichs bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben? —

Sie sollen lesen, Baron. — Es giebt der Kenntnisse viel, die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freylich ist die eine mehr, als die andere werth. — Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daß ich Sie unterstütze.

Er schickte ihm den Tag darauf den **Reimarus.**

Viertes Stück.

Bayle an Shaftesbury. *)

Mylord,

Es geht noch immer nicht besser mit meiner Gesundheit: der trockne Husten, der sich schon seit geraumer Zeit bey mir eingefunden, und der in meiner Familie beynahe erblich ist, hat wirklich meine Brust angegriffen. Ich liege nun hier auf meinem Lager und leide von Mattigkeit, Schmerzen und Schlaflosigkeit; vorzüglich aber von der Unthätigkeit, deren ich so gar nicht gewohnt bin.

*) Dieser und der folgende Brief sind an die wirkliche Correspondenz zwischen den beyden berühmten Schriftstellern angehängt. Siehe Lettres choisies de Mr. Bayle. T. III. Anm. d. H.

Daß ich mein Lebensende als nahe und gewiß ansehen muß, das beunruhigt mich wenig. Da ich einmal außer Stande bin zu arbeiten, so kann mir das bloße Leben so viel nicht werth seyn. Nur Einen Kummer hab ich noch auf dem Herzen, und diesen kann ich allein in Ihren Schooß ausschütten. Ich sehe nun gewiß voraus, daß ich die Welt werde verlassen müssen, ohne dasjenige gefunden zu haben, was ich mein ganzes Leben hindurch so eifrig gesucht habe. Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, Mylord, daß es die Wahrheit war, die ich suchte, und von deren weitern Erforschung ich nun abstehen muß.

Wenn ein Gott ist; woher rührt denn das Uebel in der Welt? — Welches ist das unsichtbare und unbegreifliche Band zwischen Körper und Seele? — Welches sind die allgemeinen Gesetze der Körperwelt und wie hangen sie mit den Weltbegebenheiten zusammen? — Sehen Sie: so schwere und so wichtige Fragen bleiben mir noch zurück,

und ich habe keine Zeit mehr, sie zu be antworten.

Verzeihen Sie, Mylord, den Klagen eines Sterbenden, der sich noch glücklich glaubte, so lange er hoffen durfte. Ich befinde mich jezt an der Scene meines Lebens, wo ich das ganze Schauspiel desselben übersehen kann. Es hat die Entwickelung nicht gehabt, auf die ich gehoft hatte, und deren Erwartung mich unter Sorgen und Kummer zu trösten und hinzuhalten pflegte. Ich muß also urtheilen, daß ich vielleicht meinen ganzen Lebensplan übel angelegt habe. Ich hätte vielleicht gleich Anfangs wissen sollen, daß die Wahrheit eine erträumte Göttin ist, die von den Opfern, welche wir ihr bringen, nichts weiß, sie nicht belohnt, nicht verdient. Dann hätte ich mich nicht so, wie ich gethan, vor der Knechtschaft des Geistes gescheut, meine Gedanken in die Fesseln eines Glaubenssystems schmieden zu lassen; ich hätte, um die Unabhängigkeit meines Verstandes zu bewahren, die mir so kostbar

und zur Untersuchung der Wahrheit so unentbehrlich schien, nicht mein erstes Vaterland, das Vergnügen unter meinen nächsten Verwandten und Freunden zu leben, nicht alle häusliche Glückseligkeit aufgeopfert, und ein mühseliges, abhängiges, einsames und sorgenvolles Leben einem bequemen, ruhigen, sorgenlosen und geselligen vorgezogen: ich wäre in Frankreich ein Katholik, in Holland ein Prädestinatianer, und überall der Meynung der Mächtigen und Großen gewesen; ich hätte mich als jedermanns Freund und jedermann sich als den meinigen erwiesen.

Doch vielleicht ist es meine eigne Schuld, daß ich die Gewißheit nicht gefunden, die mich jezt beruhigen würde. Vielleicht hab ich mich nicht gehörig gestellt, um das Licht zu sehen, das so viele Andre zu sehen vorgeben; vielleicht hab ich mich selbst muthwillig verblendet. — Muthwillig! Ich hoffe, Mylord, daß ich mich über meine Ehrlichkeit bey Ihnen nicht werde rechtfertigen dürfen. Sie kennen

mich, und Sie haben ein Herz, das die Verlegenheiten eines Untersuchers, der keinen festen Grund findet, wo er ausruhen kann, mitzufühlen weiß. Wie wohl ist dem undenkenden Nachbeter, der des Glücks seiner Ueberzeugung ungestört geneußt! Wie oft bin ich in der Versuchung gewesen, ihn wegen seiner Selbstzufriedenheit zu beneiden, wenn mich ein Zweifel ergriffen hatte, der mir spät die Ruhe der Nacht raubte, des Morgens mich frühe weckte, mich in der Einsamkeit nagte und in der Gesellschaft mir die Miene eines Träumers oder eines Dummkopfes gab!

Wenn der Zweifel eine Folge von der Art meines Studirens war, so weiß ich nicht, wie ich demselben hätte entgehen können. Noch bis jezt bin ich überzeugt, daß ein Forscher der Wahrheit alle Parteyen anhören, daß er auf kein Herkommen und Ansehen der Lehrer achten, daß er sich in alle Gesichtspuncte stellen muß, um einen Gegenstand recht kennen zu lernen und sich einer vernünftigen Ueberzeu-

gung zu versichern. Diese Methode kann allerdings alte Lehrgebäude, worin wir so bequem wohnten, wankend machen, das Gemüth zwischen Meynungen hin und her werfen, und so die Gewißheit, die man gesucht hat, entfernen; allein welchen andern Weg soll der Forscher betreten? was soll er thun, um gewiß zu werden, als lernen und vergleichen? Ich habe gelernt und verglichen; ich habe mein ganzes Leben dazu angewandt, und Sie sehen, wie weit ich bin. — O Mylord! Versöhnen Sie mich, wenn Sie können, mit mir selber! Theilen Sie mir einen Funken von dem himmlischen Lichte Ihrer seligen Gewißheit mit, das ich so oft — ach! vielleicht zu voreilig — mit dem Namen einer edlen Schwärmerey belegte.

J. A. Eberhard.

Fünftes Stück.

Shaftesbury an Bayle.

Mein theurer Sir,

Wie gerne mögte ich Ihnen erst von Ihrem Lager aufhelfen, und dann, wie wir ehemals pflegten, ruhig mit Ihnen fortphilosophiren! Doch lassen Sie uns thun, was wir können, wenn wir nicht können, was wir wollen. — Wie? Ein Leben, wie das Ihrige, zugebracht in der Untersuchung der Wahrheit; das sollte nicht die beste Vorbereitung zu einem ruhigen Tode seyn? Was Sie Ihr ganzes Leben hindurch so edel beschäftiget hat, das sollten Sie sterbend bereuen müssen?

Welches sind denn die Fragen, die Ihnen noch zurück bleiben; die Sie sich noch nicht

haben beantworten können? Sind es Fragen, von deren Beantwortung die Einrichtung unsers Lebens abhängt? ob Gott mächtig, weise, gut sey? ob wir ewig dauren werden? ob in der Tugend das höchste Gut bestehe? — Ich würde begreifen, wie Sie unruhig seyn könnten, wenn Sie mit diesen Untersuchungen noch nicht fertig wären. Aber müssen wir, um sie zu unsrer Zufriedenheit zu endigen, erst in alle Staatsgeheimnisse der göttlichen Regierung dringen? Muß Gott erst alle seine Maasregeln durch den Ausgang gerechtfertiget haben, ehe wir glauben dürfen, daß er ein guter Regent sey? Ich meines Theils traue es sogleich seinem Charakter zu, daß Alles in seinem Reiche gut seyn müsse, und halte alles Böse nur für Schein, der bald verschwinden würde, wenn wir seinen ganzen Regierungsplan übersähen. Sie, mein Freund, dachten nicht weniger gut von Gott; Sie betrachteten das Böse, das Sie in der Welt wahrzunehmen glaubten, als Unkraut, welches von einem übelgesinnten

Feinde ausgestreuet worden, indessen Gott an der Einschränkung und Ausrottung desselben arbeite. Sie sehen, daß wir Beyde uns die Zweifel, die uns in dieser wichtigen Untersuchung beunruhigten, aufgelöst haben; nur jeder auf eine andere Art: die Wahrheit, die wir zu unsrer Ruhe bedurften, ist uns Beyden geblieben. Wenn das aber ist, so können wir viele verwickelte Erscheinungen im Reiche der Natur und der Gnade unerklärt lassen; wir können die ganze Welt als den Brief eines weisen Mannes in geheimer Schrift ansehen, wozu wir den Schlüssel errathen müssen. Der eine, indem er in dem Buche der Natur liest und auf die Erscheinungen in unserm Sonnensysteme kommt, nimmt die Bewegung der Erde, der andere die Bewegung der Sonne zum Schlüssel; und ein jeder meynt die Schrift zur Ehre ihres Urhebers entziffert zu haben. — Wir wissen im Allgemeinen, wozu der Weltplan angelegt ist: wie aber die Ausführung dem Zwecke zustimme? das ist

uns oft ein Geheimniß. Das erste lesen wir in der Ideenwelt, die uns näher liegt, weil wir sie in unserm eigenen Busen finden; das Andere in der sinnlichen Welt, wovon uns nur einzelne Anblicke der äußersten Schale vergönnt sind. Es ist das Bestreben des Untersuchers, beyde Faden seiner Erkenntniß zusammen zu bringen und sich aus der einen Welt in die andere einen Uebergang zu verschaffen. Wenn er hier Schwierigkeiten findet, die ihm unübersteiglich scheinen: wird er nicht wohl thun, wenn er sich an das hält, was er als gewiß erkennt, und wegen des Uebrigen sich nicht beunruhiget?

Ich weiß wohl, daß nicht Alle, die sich mit dem Philosophiren abgeben, so bescheiden denken; daß vielmehr sehr Viele sichs zur Schande rechnen würden, auch bey den schwersten Fragen verlegen zu scheinen. Diese Art Menschen hüten sich sorgfältig, mit den Gedanken Anderer bekannt zu werden; sie müßten denn schon zum voraus wissen, daß es die ihrigen

sind: es kommt ihnen mehr auf ihren Ruhm oder ihr zeitliches Glück, als auf das Interesse der Wahrheit selbst an: die Wissenschaft, wie die Tugend, ist ihnen, was den Kindern eine bittere Arzeney ist, von der sie nicht begreifen, wie man sie ohne die Ruthe oder ohne etwas Zucker nehmen könne. Liebt man aber die Wahrheit um ihrer selbst willen, so wird man Alles herzlich umarmen, was uns zu ihr zu führen verspricht; gesezt, daß wir auch eine Meynung, bey der wir uns wohl befanden, auf ewig darüber einbüßen sollten.

Lassen Sie uns indeß nicht erschrecken, wenn uns dieß in tausend Sachen, worüber Andre entscheidend urtheilen, ungewiß macht; haben wir doch die Hauptsache, alle Wahrheit, wovon die Einrichtung unsers Lebens abhängt, in Sicherheit. Nun können wirs ruhig ansehen, wenn sich die Meynungen der Dogmatiker über Gegenstände der Neubegier auf tausendfältige Art durchkreuzen, es gelassen abwarten, für welche Seite der Strei-

tenden sich der Sieg erklären wird, und allenfalls, so wie es uns unsre Einsicht räth, bald zu dieser bald zu jener Partey übergehen. Ich glaube, daß, wenn es so mit uns steht, die skeptische Laune uns gerade in die behäglichste Lage versezt. Was wir durch unser ernstliches Forschen herausgebracht haben, wird zwar wenig, aber es wird das Nöthigste seyn, und wir werden es sicher besitzen: in allem Uebrigen werden wir auf einer breiten bequemen Bahn wandeln, worauf wir, so weit es nöthig ist, zur Rechten und zur Linken ausbeugen können.

Hören Sie also auf, mein theurer Sir, sich über eine Gemüthsfassung Vorwürfe zu machen, welche die einzige gute ist, worin sich der Weltweise gegen die Wahrheit befinden kann. Wehe ihm, wenn sein Kopf so voll Lehrsätze und Meynungen steckt, daß nicht noch ein Fleckchen für den Zweifel übrig gelassen ist! Oder glauben Sie, daß der in der That und gründlich überzeugt sey, der sich vor dem ge-

ringsten Zweifel fürchtet? Die Meisten verbieten sich alles Zweifeln recht geflissentlich; sie besorgen zu ertrinken, wenn sie sich einmal dem Strom der Vernunft überließen. Lieber halten Sie sich an jeden Zweig schwacher Hypothesen, ehe sie es wagen, sich durch ihre eigene Kraft über der Fluth zu erhalten. Das ist die Denkungsart des eifrigsten Rechtgläubigen, wie des entschlossensten Freygeistes. Beyde fürchten sich, durch den geringsten Zweifel ihr System gleichsam anzubrechen, um nicht am Ende die Kränkung zu haben, es gänzlich verzehrt zu sehen. Der Eine bleibt also durchgängig gläubig, der Andere durchgängig ungläubig. — Wenn Sie das die Wahrheit haben nennen, nun so kann ich Sie nicht bedauren, daß Sie sie nicht haben.

Aber Sie haben sie, die Wahrheit, die dem Menschen erreichbar ist. Nicht die, die bey dem Allwissenden wohnt; denn ihren Glanz können sterbliche Augen nicht fassen. Ihr schwacher falber Schimmer, der aus uner-

meßlicher Ferne unsre Tritte in den Gefilden der Nacht nur kümmerlich erleuchtet, ist Alles, was wir von ihr vertragen können; Alles, was uns von ihr vergönnt ist. Sollen wir uns wundern; sollen wir uns betrüben, wenn bey so zweifelhaftem Lichte unser Fußtritt irrt, oder wir des rechten Weges nicht gewiß sind?

Die Wahrheit ist kein nahes Ziel, das man erreichen soll, um dann ewig dabey auszuruhen. Sie ist für Menschen nichts, als vollkommnere Erkenntniß. Sobald sich das Bedürfniß des Wissens in unsrer Seele fühlen läßt, sobald wir die Sehnsucht in uns wahrnehmen, von den unzählbaren Problemen, die uns die Natur bey jedem Anblick vorlegt, das aufzulösen, was uns am nächsten liegt; so spornt die Unruhe unsers Geistes alle Kräfte der Seele an, uns durch die Schwierigkeiten der Untersuchung durchzuarbeiten, in der Hoffnung, jenseits dieser Dunkelheiten das volle Licht und unaufhörliche Ruhe zu finden. — Vergebliche Hoffnung! Neue Zweifel verwirren uns,

neue Aufgaben reizen unsren immer regen Trieb nach Wissen. Und so werden wir von einem Ziele zum andern gelockt; mit stets neuer Sehnsucht, die nie ganz betrogen und nie ganz befriediget wird, bis wir uns unvermuthet am Ende unsres Lebens, nicht aber unsrer Untersuchung befinden. Das ist das allgemeine Schicksal aller Wahrheitsforscher: und wollen Sie sich beklagen, theurer Sir, daß es auch das Ihrige ist? Wollen Sie mit dem Allerhöchsten rechten, daß er Ihnen einen Wahrheitstrieb gegeben, der Sie elend mache, weil Sie ihn nicht befriedigen können? Sie werden besser von Gott denken, wenn Sie besser von sich selbst denken werden. Ist denn mein Freund Bayle nicht ein edleres Wesen, als der Matrose, der sich von seinem Schiffe durch das Weltmeer mit forttragen läßt, ohne sich je beunruhigt zu haben, nach welchen Gesetzen es über die Fluthen hingleitet? wie die große Weltuhr im unbegränzten Oceane ihm seine Stunden schlägt, und wie ein Fernrohr

am Himmel die Straße findet, die sein Schiff auf den Gewässern der Erde durchlaufen soll? — Sehen Sie da die Auflösung des ganzen Räthsels! Die wonnevolle Aussicht auf Ruhe und Zufriedenheit, wohin uns die enthüllte Wahrheit zu führen verheißt, lockt aus einer schweren Untersuchung in die andere. Wir sehen uns endlich am Ziel unsers Lebens, ohne vielleicht diese Ruhe gefunden zu haben; was wir aber gewiß gefunden haben, ist die Erhöhung und Veredelung unsres Wesens, durch Erweiterung unsrer Kräfte und unsrer Erkenntniß.

Gönnen Sie sich diesen Trost, auf den Sie so gerechten Anspruch haben! Sie werden mit sich selbst ausgesöhnt seyn, sobald Sie Muth haben werden, sich nach Ihrem Werthe zu schätzen. — Empfangen Sie noch zum Schluß die theuresten Versicherungen meiner gefühltesten Hochachtung; und wenn es die lezten seyn sollen, die Sie hienieden von mir annehmen können; wenn Sie mir diesseits

des Grabes keine Zeugnisse Ihrer Freundschaft mehr geben sollen: so sey dies noch mein lezter irdischer Wunsch für Sie, daß Sie die Ruhe schon hier ganz finden mögen, die Sie in jenem Leben gewiß erwartet.

J. A. Eberhard.

Sechstes Stück.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzehlte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ey fing der alte Witt an und schmunzelte; wär ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meynt er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Huy, dacht ich da bey mir selbst; — denn der

Titel stand mir nicht an; — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen; das taugt nicht: Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfuy! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ey ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der gukte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meynt Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beynahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Huy, dacht ich da wieder; das ist doch drolligt! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst

siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr **Veit**. — Sieht Er, Herr Till? So hab ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ey was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg ich die Hände lieber gar in den Schoos und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt.

Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ey die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie

der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meyne, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meynen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freylich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beyden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabey nicht herauskommen; das seh ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meynt Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thålerchen etwa. —

— Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ey, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bey dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thålerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch

bey dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! Die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ey, ums Himmels willen! Die mögt ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bey dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm

das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ey, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beyden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir beyde gemerkt: und da sprech ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bey meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Eganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Siebentes Stück.

Die Eiche und die Eichel. *)

Nicht lange nach der Herausgabe des Buchs, worin Herr Dutens die sämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweisen schon in den Alten fand, besuchte er seinen Freund, den Marchese Gemelli, auf dessen unweit Turin gelegenem Landgute. Er traf ihn im Park,

*) Plato schrieb Sokratische Gespräche, noch bey Lebzeiten des Sokrates. »Was hat dieser junge Mensch mich nicht alles plaudern lassen!« sagte einst Sokrates, da er eins dieser Gespräche lesen hörte. — Wenn Herr Dutens diesen Aufsatz sehen und das Nehmliche sagen sollte, so mag der Verfasser es haben. Das wird er schwerlich zu ihm sagen: Du bist nicht Plato; denn er würde sich der Antwort aussetzen: Du bist nicht Sokrates.

und das Gespräch fiel, sogleich nach den ersten Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutens.

In der That, Herr Dutens; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte fast allen, die sich an diese Untersuchung wagten, an hinlänglicher Einsicht und Unpartheylichkeit. — Wer die Alten genugsam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte sich für seine gelehrten Nachtwachen durch den unmäßigen Werth belohnen, den er den Gegenständen seines Fleißes gab: dieser wollte sich, wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit, eben durch seine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wissen, wie das ist, liebster Freund. Man ergötzt sich über das, was man hat, durch den Werth, den man ihm giebt, und tröstet sich über das, was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben also, daß ich beyde Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Daß ich gleiche Unpartheylichkeit gegen Alte und Neue bewiesen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als andre, Herr Dutens. — Auch vereinigten Sie mehr, als andre, jene zwiefache Kenntniß, die zu so einer Vergleichung nothwendig ist.

Sie schmeicheln mir sehr, Herr Marchese. — Aber wenn ich Sie kenne, so ist eben Ihr Lob schon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Lassen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das ist? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutens! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die schönste und größeste dieser Gegend! — Wie weit hat sie ihre Wurzeln verbreitet! Wie tief in den Boden geschlagen! — Der Orcan kann sie nicht stürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! welche,

Pracht ihrer Krone! Wie herrlich sie ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land sie beschattet! — — Nicht wahr? Sie sind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marchese?

Betrachten Sie mir jetzt diese Eichel! — Unläugbar schließt sie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in sich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Hauptteile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Ist darum die Eichel eins mit der Eiche? Ist dieses hingestreute, dem Zufall überlaßne, vielleicht zum Vermodern bestimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freystatt giebt: ist es jenem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher schattenden Baum zu vergleichen, der aus der unansehnlichen Eichel hervorkeimte, und langsam, in ganzen

Jahrhunderten, zu dieser Höhe, dieser Stärke und Majestät empor wuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir sprachen. — Der erste Keim eines Systems ist Ihnen gleich das System; das erste Element eines Gedankens gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichsam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Bestimmungen hingeworfen, ohne alle Untersuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten verlassen worden? oder ob sie von den Neuern in ihrem Zusammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden? — Das alles ist Ihnen eins wie das andre. Sie sehen schon immer in einem einzelnen Gedanken

ein ganzes System, und geben dem alle Ehre, der die erste flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieser Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutens. Wenn das, was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler ist, so begehen Sie ihn fast in jedem Kapitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehn, die mir gleich Anfangs am meisten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Systems ab, das seinen Namen vom Kopernikus führt; den Anfang dieses Absatzes machen Sie mit einer ernstlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, sagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er schrieb ihr, weit entfernt sie für den Mittelpunkt der Welt zu halten, einen zirkelförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Also, schließen Sie, kannte schon Pythagoras das System des Kopernikus. So auch Aristarch von Samos; auch Timäus von Lokris: denn beyde behaupteten, daß die Erde beweglich sey, und einen zirkelförmigen Lauf halte.

Die Stellen sind in den Alten da, Herr Marchese.

Das sind die alle, die Sie uns anführen; — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders sehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras. *)

Aber was ist denn das Wesentliche im System des Kopernikus? Das Erste? — Doch unstreitig die Voraussetzung: daß die Sonne der Mittelpunkt und die Erde beweglich sey.

Das will ich zugeben, Herr Dutens. Aber welcher Unterschied zwischen jenen hingeworfnen, mit Irrthümern vermischten, mehr errathenen als bewiesenen Sätzen, und zwischen dem so richtig bestimmten, so wohl in Ordnung gebrachten, durch so viele zusammenstimmende Beobachtungen festgegründeten Systeme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir diesen Unterschied ein? —

*) S. das jezt erschienene Werk von H. Tiedemann: Erste Philosophen Griechenlands.

Allerdings, Herr Marchese. Aber bedenken Sie auch, daß von den Werken der Alten so vieles verloren ging? Daß vielleicht eben in dem, was verloren ging — — — —

Genug, Herr Dutens! Bis in diesen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bey unserm jetzigen Streite, dieses so unwiderlegliche, obgleich so unwahrscheinliche Vielleicht? Aus Quellen, die nicht vorhanden sind, haben doch die Neuern nicht schöpfen können? Räumen Sie mir also immer ein, daß jener Unterschied vollkommen so groß ist, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er soll es seyn, Herr Marchese.

Und um mich erkenntlich zu zeigen; so sollen Sie wieder in allem Recht haben, was Sie behaupten. — Die Alten sollen sich selbst so verstanden haben, wie Sie sie verstehen; die angeführten Stellen sollen wirklich die Quellen seyn, aus welchen die Neuern schöpften: ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vortheil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern?

— Und von dieser Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen?

Das thut jedermann, Herr Marchese. Der erste Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, so hat jedermann Unrecht. Und ein Philosoph sollte nie etwas aus dem Grunde thun, weil es jedermann thut.

Also schätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiß? —

Allerdings schätze ichs höher.

Und ist denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleißes?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den ihrigen bitten? —

Sie sagen so, liebster Freund: Diese Eichel schließt die ganze Anlage der Eiche in sich. Die Eiche ist nichts, als die Entwickelung dieser Eichel. —

Nun ja! Werden Sie anders sagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: diese Ei-

chel ist wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urstoffs. Die Natur war nichts thätiger, da sie die Eichel aus ihrem Urstoffe, als da sie die Eiche aus der Eichel entwickelte: die Elemente mußten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem ersten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Wasser mußten das eine mal so wirksam seyn, wie das andere mal. Die Natur hat von der einen Wirkung so viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den ersten Urstoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geschaffen.

Und die Anwendung auf unsern Streit? —

Die ist so leicht, sollt' ich meynen. — Die Gegenstände der Philosophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philosophischen Wahrheiten lagen in jeder menschlichen Seele. — Was der denkende Geist von jeher gethan hat und thun konnte, bestand blos in der Entwickelung dieser Keime, in der Aufklärung,

Auseinandersetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es ist eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur ersten Klarheit, und die sie zur Deutlichkeit, zur Vollständigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr Dutens.

Eben die Kraft; allerdings! Aber ich frage noch immer: in welchem Fall ist mehr Anstrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daß sich diese Frage so im Allgemeinen beantworten läßt? — Es kommt alles auf die Beschaffenheit der Idee, auf die Fassung des Geistes, auf die schon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erste Idee haben; heißt oft nichts: sie schätzen, verfolgen, ausbilden, oft alles. — Sie bewundern den Shakespear, Herr Dutens?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundsätzen müßten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, be-

wundern. Shakespear hat viele seiner vortreflichsten Stücke aus italienischen Novellen geschöpft, die nichts weniger als vortreflich waren. Sagen Sie mir: wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterschilderungen, von eignen, fruchtbaren, erstaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle seines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem ersten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als diesen Stoff? Den Geist, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie? Shakespear geringer, als den Novellenschreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philosoph, Herr Marchese —

Mögen so verschieden seyn, als sie wollen: in unserm Fall sind sie's nicht. — Wenn bey einem Alten eine nur halbe schwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere sie auffaßte, richtig bestimmte, in vollem Lichte

vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte; der Neuere sie von den einzelnen Fällen rein absonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundsatz eines Systems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeynung aus ganz falschen Gründen, durch sophistische Schlußreihen herleitete, ein Neuerer sie aus ihren wahren Erkenntnißgründen durch richtige Schlußketten erwies: wollten Sie da so ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigstens dann und wann, der Neuere ein eben so großes, oder größeres Genie seyn, als jener? —— Doch ich sehe, daß ich Ihnen zur Last bin, Herr Dutens. Wir haben hier reizendere Gegenstände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in einem oder zwey Briefen mittheile, was ich etwa sonst über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

Achtes Stück.

Erster Brief an Herrn Dutens.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutens, die zur Vollendung unsres neulichen Gesprächs gehört, und die sich blos einem denkenden Kopfe thun läßt! — Sollte es Ihnen nicht oft wiederfahren seyn, daß Sie durch eigenes Nachsinnen auf Ideen, Grundsätze, Hypothesen, Auflösungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem größten Befremden, schon bey andern gefunden? Wenn das ist; so darf ich um desto dreister die Voraussetzung zurücknehmen: daß die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten geschöpft haben; und dann fällt auf einmal der große Vorzug der Alten hinweg. — Cartesius, sagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt, Locke

die und die Wahrheit im Aristoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen: aber wie in aller Welt können Sie das beweisen? Wär' es denn nicht möglich, daß zwey verschiedne Genies, die einerley Seelenkräfte auf einerley Gegenstände anwenden, auch einerley Ideen daraus entwickelten? Oder ist es nicht in manchen Fällen ganz sichtbar, daß jeder zu dem gemeinschaftlichen Resultat auf seinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee von dem einzigen Umstande ab: ob sie sich an diese oder jene Gedankenreihe hing? von diesen oder jenen Gründen das Resultat war? — — Freylich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen, aber nur im vorzüglichen, nicht im ausschließenden Verstande; insoferne sie nehmlich die ersten waren, die gewisse Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienst dabey fällt nun weg, und wird Glück. Leibnitz, Locke, Cartesius stehen nun jenen Alten nicht

weiter nach, als insoferne sie später geboren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr Dutens, daß Sie in dem ersten Keim eines Systems sogleich das System, in dem Element eines Gedankens sogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutens, setze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als die der Alten, gelesen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher bestimmt, richtig bewiesen gefunden, was in diesen nur noch roh, dunkel und unbewiesen angegeben war. Er hatte sich durch eine vertraute Bekanntschaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff seine Bestimmung, zu jedem Satz seine Einschränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte diese von andern geschehene Entwickelung kein eigenes Nachsinnen, nur Aufmerksamkeit auf den Vortrag seiner Lehrer gekostet. Er konnte sich also keiner Mühe und Schwierigkeiten dabey

bewußt seyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verworrne Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen, und von den Gründen zu den Folgen mit größter Leichtigkeit auf- und abzusteigen. So unterrichtet und so gewöhnt ging er an die Werke der Alten: und was war nun natürlicher, als daß er gleich in jeder dunklen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgerissenen Trümmer das Gebäude eines Systems; kurz, daß er in der Eichel die Eiche sah, die er gewiß nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachsen wäre. — Wie? rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektrischen Versuchen Neutons sagte: Neuton keinen Funken gesehen? Sie scherzen. Er fährt ja so sichtbar heraus! —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutens. So lange es bey der eigentlichen Philosophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklä-

rungsart noch so ziemlich von statten; aber in Physik, Mathematik und andern ähnlichen Wissenschaften haben die Neuern zu viel Eignes, als daß man so leicht mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derselben offenherzig gestanden, und Ihrem Genie wenigstens eben so viel, als dem Zufall eingeräumt haben: aber einmal hatten Sie sich bey Gelegenheit der philosophischen Materien zum Vortheil der Alten erwärmt, und so riß Sie denn der Enthusiasmus unvermerkt mit sich fort. Der Mensch hat in seiner Natur einen gewissen Trieb zur Vollendung, vermöge dessen er nichts gerne halb läßt. Kommt er einmal ins Erheben oder Verachten, so kommt er nicht so leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Capitel einzulassen; will ich Sie nur an Ihre Vorrede erinnern. »In der Vergleichung, sagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienste der Alten und der Neuern anstellt, muß man vornehmlich diejenigen Künste und Wissenschaften,

die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn sie zur Vollkommenheit gedeihen sollen, von denen unterscheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen u. s. w. — — — „Man muß auch das nicht aus der Acht lassen, daß die mehresten der so bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren sich unser Zeitalter berühmt, als z. B. das Pulver, der Kompaß, die Ferngläser ꝛc. nicht das Werk philosophischer Genies, sondern die Wirkung des bloßen Ohngefährs oder die Versuche unwissender Künstler gewesen sind.“

Der kurze Inhalt dieser ganzen Stelle ist der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhing; das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und fast zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhing, das haben die Alten schon alles weggenommen. Also blos der Fleiß, blos das Sammeln und Beobachten macht den Vorzug der Neuern aus?

Blos in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von ihnen angeführten Wissenschaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — sind sie weiter gekommen? Sie haben gleichsam nur unter den Augen der Alten nach Maaßgabe der Ideen, die diese alleinige Genies ihnen angegeben, mechanisch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den sie in der Schiffahrt, in der Astronomie, in allen Theilen der Physik gemacht, der hinge blos von der Erfindung des Compasses, der Ferngläser, der Vergrößerungsgläser und anderer Werkzeuge; diese Erfindung wieder vom Zufalle, und also am Ende alles vom Zufalle ab? — Wahr ist es, der Zufall hat dabey sehr viel gethan, aber doch nimmermehr alles. Viele der wichtigsten Erfindungen, die uns große Aufschlüsse in der Natur gegeben, sind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es sind wahre, mit Absicht gesuchte Erfindungen gewesen, zu denen aber freylich die Data erst mußten vorhanden seyn: und dann hat auch

der Zufall zu jenen glücklichen Entdeckungen nur den Anlaß geliefert, den erst das arbeitende Genie der Entdecker oder derer, die ihre Entdeckungen auffingen, zu seiner völligen zweckmäßigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht selten die künstlichsten Ideenverbindungen und eine sehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr Dutens, daß Sie zwar dem Zufalle ließen, was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienste der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben sowohl unsere Genies, und haben gewiß eben so große Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That sehr sonderbar, wenn es anders wäre. Warum sollte denn nur die geistige Natur an Kräften erschöpft seyn, da die körperliche noch immer eben so wacker und eben so voll Zeugungskraft ist, als vordem? — Die Neuern haben nicht blos Erfahrungen angestellt, sie haben auch vortreflich darüber gedacht; sie haben nicht blos entdeckt,

sie haben auch wirklich erfunden; sie haben es in ihren Entdeckungen nicht blos bey dem bewenden lassen, was der Zufall that; sie haben sie auch mit großem Verstande vervollkommt, mit großem Verstande die Beobachtungen verglichen, mit großem Verstande Grundsätze heraus gezogen und zur Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaften angewandt.

Ich bin u. s. f.

Neuntes Stück.

Zweyter Brief an Herrn Dutens.

Sie scheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengesetzt, einigermaßen im Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutens. Man darf ja denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausschließungsweise hochachten kann. In der That gehöre ich zu den größten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienste, die Sie ihnen beylegen, sondern überdas noch manche andre des Vortrages und des schriftstellerischen Charakters zugesteht, die schon allein zu ihrer eifrigsten Lesung ermuntern müßten. Nur das konnte ich nicht zugeben, daß Sie die Genies der Al-

ten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philosophen eher niederschlagen, als zu weiterm Forschen beseelen muß, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangstreit ist, wie überall, so auch hier, ein sehr unnützer Streit, und hier noch um desto unnützer, da es in dieser Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich so viele giebt, daß man nie eine sichre endliche Entscheidung zu hoffen hat. Ueberdem, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur dem einen Theile ausschließungsweise vor dem andern beyzulegen; so würde die ganze Untersuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beyden Theilen mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maaßstab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bey Ihren Kenntnissen unstreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum verdrießt es mich, daß Sie jenen alten fast ver-

geßnen Rangstreit wieder hervorgesucht haben. Die Aufschrift Ihres Buchs: eine Untersuchung über den Ursprung der Entdeckungen der Neuern: versprach mir so viel! Ich erwartete von dem Verfasser der Monadologie und dem verdienstvollen Herausgeber der Leibnitzischen Werke nichts Geringers, als daß er den Systemen der Neuern bis zu den ersten unvollkommnen, zerstreuten Ideen, woraus sie geworden sind, nachspüren, daß er mich von den vollen und tiefen Strömen, die sich jetzt mit solcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntniß ergießen, bis zu den ersten unansehnlichen Quellen hinaufbegleiten und mir während seines Ganges zeigen würde, wie sie durch allmählige Aufnahme einzelner Zuflüsse bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachsen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worin nicht sowohl die Philosophen, als die Ideen der Philosophen verglichen und das allmählige Wachsthum der menschlichen Erkenntniß, wenn auch nur zum Theil, wenn

auch nur in einigen Punkten, entwickelt würde. Und in der That, liebster Freund, hätten Sie die Schwierigkeiten, die sich freylich bey so einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermaßen zu den philosophischen Absichten hingelenkt, um derentwillen so ein Werk eigentlich gewünscht wird: was für Dank würden Sie sich nicht bey der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bey dem Gelehrten sowohl als dem Denker gestiftet haben!

Lassen Sie mich hier einen der Gesichtspunkte angeben, aus welchem ich so eine Geschichte geschrieben wünschte. — Wir sind unläugbar seit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen; nicht blos in solchen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo erst ein glückliches Ohngefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muß, sondern auch in den höhern metaphysischen Wissenschaften,

auch in den abstractern Speculationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. s. f. Wir finden überall mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben so unläugbar ists, daß wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniß, troz den fortgesetzten unablässigen Bemühungen der größten Köpfe, noch immer eben so unwissend sind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen; so ist es nur darin, daß wir unser Unvermögen zu wissen besser einsehen; denn auch dieses heißt weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wissenschaften einige niedrige Hügel, auch einige ansehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Aussichten in neue Gegenden erhalten: aber die wichtigsten Höhen, von denen die weitesten Aussichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeßliche Beute von Erkenntniß geben muß; diese haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerstiegen gelas-

sen. Der ganze Unterschied zwischen uns und ihnen mögte der seyn: Die Alten suchten zu dem unersteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Versuch war umsonst: aber immer blieb noch die Hoffnung, daß ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher seyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung versucht, wo der gerade Pfad zu steil war: wir sind auch den ganzen Fuß der Höhe, so weit er sich umgehen ließ, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Versuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich gefunden. Wir haben also vor den Alten den Vortheil, oder sollten ihn wenigstens haben: daß wir alle Absichten auf diese fruchtlosen Unternehmungen aufgegeben, und nun unsre sämmtlichen Kräfte dran setzen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwierigkeiten für menschliche Kraft überwindlich sind, immer

mehr und mehr wüstes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieses, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht blos in leeren Tiraden über das Unvermögen des menschlichen Geistes zu declamiren, sondern die wohlgefaßten Schwierigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die so gefundenen unauflösslichen Probleme unsrer Erkenntniß in deutlichen Sätzen anzugeben, damit der Philosoph jede einzelne Materie auf sie zurückführen, und wie weit er sich einlassen dürfe, vorhersehen könne: Das, liebster Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philosophischen Absichten, die der pragmatische Geschichtschreiber der Philosophie vor Augen haben müßte, und die seinem Werke einen unsterblichen Werth geben würden. Wenn die philosophische Geschichte, ihrem größten Theil nach, eine Geschichte der Verirrungen unsers Geistes und seiner verschwendeten Kräfte ist:

zu welchem Endzwecke sollte sie dann eher hingerichtet werden, als daß wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verschwendung unsrer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer so viel Vergebliches unter uns geschrieben: Akademien werfen Fragen auf, und philosophische Köpfe strengen ihren Scharfsinn an, sie zu beantworten; Fragen, worin sich der wesentliche Punkt sogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man sie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie sagen — gehört nicht vielleicht diese ganze Idee in die Zahl jener süßen Träume, die so leicht erdacht und so schwer realisirt sind? Ich fürchte das nicht, liebster Freund. Denn, wie Sie wissen, so ist in manchen schätzbaren Werken schon vieles geschrieben worden, woraus sich die Möglichkeit eines solchen Werkes begreifen läßt. Wäre dieß nicht, so würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich

hasse von ganzem Herzen die schwindelnden Planmacher, die immer so stolze und so unmöglich auszuführende Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob es nur auf ihren Willen ankäme, sie auszuführen. Leider ist die Miene an diesen Herren das Beste, wo nicht gar alles. Sollte es vom Reden zur That kommen; so mögten sie oft gegen die getadelten und gehonneckten Autoren, denen sie von der Höhe ihrer Ideale herab so verächtliche Blicke geben, nicht viel besser, als Marsyas gegen den Apoll, bestehen.

Ich bin u. s. w.

Zehntes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund: wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedne Kunstrichter darin haben finden wollen; so würde man sie doch alle über dem einzigen Marinelli vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orsina, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfang bis zu Ende so wohl erhaltnen Charakter des Marinelli. Von der moralischen Seite betrachtet, sey er so schwarz, als er wolle; ich bin der erste, ihn zu verwünschen: aber

von der poetischen ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint Marinelli als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleyen sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und alles wird, was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persifflirende Witz, womit er über Appiani und Orsina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortreflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Puncte, wo er ihn haben will, hinbringen,

oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem größten Vortheil zu nutzen weiß; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszureden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läßt, neue Hülfsquellen zu eröfnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läßt — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die so wohl zusammen geordnet, so fein in einander verflößt, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es zu be-

trachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint, (welches doch vielleicht nur im fünften Act der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt) so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daß es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eignen Werken zu Schul-

den kommen ließe. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen entscheidend genug sind: nur das könnte etwa beleidigen, daß er diese Bosheiten mit so großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne daß er oft selbst mehr weiß, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äußerste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweykampf gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit großer Kunst im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde erscheint er am häßlichsten, als — ich will es

mit dem Worte der Claudia sagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äußerste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Prinzen zu seinem Zwecke verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heißesten Begierden sind; weil sie durch anders nichts zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben deswegen nur fester gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person des Prinzen, von Rang, von Einfluß,

von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Prinzen zu seyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bey der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen: das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Daseyn hassen würden, und auch Ursache hätten es zu hassen. Denn was können doch diese Armseligen, deren ganze Kenntniß sich auf Etiquette und Ränke einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Gala mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor Langerweile den Tod zu wünschen und zu sterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muß, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Fein-

de und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten! Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Prinzen, und diese zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienste um den Staat oder Verdienste um seine Person. Zu jenen, die noch überdieß, wenn der Prinz ein Wohllüstling oder ein Müßiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota; — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Eigensinnigkeiten ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeyschaffen, ihnen darin zuvorkommen. Das

führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können: aber was in aller Welt sollen sie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgends mehr, als in der Gegend der Höfe: was also sie nicht thäten, würde ein anderer thun; dieser andere würde sie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten; würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehn; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken: er giebt sich die äußerste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen gesellt sich dann noch die Cabale, der Neid, die Lust an

der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mißlicher Projecte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniß des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häßlichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, großmüthiger

Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daß ich Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daß eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer und gewiß für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortrefliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten konnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniß der Welt und des Menschen zeigen; durch nichts mehr unterrich-

ten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daß sie ihnen nehmlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgingen. —

Eilftes Stück.

Zweyter Brief.

Auch über den Charakter des Appiani bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle möglichen Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie; wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat; und bey alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn; — so muß sie nothwendig in seiner jetzi-

gen besondern Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daß er bey dem Prinzen noch vorfahren und ihm seine Vermählung kundmachen soll: aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimnißvollen Ahndungen, deren er gegen Emilie und ihre Mutter erwähnt; aber blos erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen. Ich will nicht läugnen, daß dergleichen Ahndungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entstehen: so viel aber weiß ich, daß ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahndungen haben mögte. Jene sind gewöhnlicher und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch eine frey umherschwärmende Phantasie erzeugt; sie er-

langen oft den äußersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauern und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne wegwünschte, so möchte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so außerordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so groß, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, daß er das Züngelchen in der Wage kaum um eine Linie verrücken sollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Wage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reißt sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahndung, wovon niemand, Appiani selbst nicht weiß, wo sie herkommt, ein gewisses unnennbares Etwas, das sich vielleicht eben deßwe-

gen nicht nennen läßt, weil es ein bloßes Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sey? Ob er durch dieses Mittel blos den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mußte, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber möchte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch; nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin mußte, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf beym Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bey dem Angelo ausgemacht hätte; so wäre der ohnedieß schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroße Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan; er will nur fürs erste die Vermählung hindern und die Braut haben: daß er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht blos zu verwunden, sondern niederzuschießen; davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweykampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweykampfe hin? Beyde mußten sich schon große Beleidigungen sagen, eh es bis zur Ausforderung kam; es mußte geschimpft werden, und Ap-

piani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabey den ganzen Charakter des **Marinelli**: und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwierigkeit etwas näher erklären. **Marinelli** ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener sagt er schwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Personen, die er aufs tödtlichste haßt; er hat bey seinen Hofsitten auch Hofton, Honig auf der Zunge, bey der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffner, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie **Marinelli**, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt; so ist es weniger durch das, was er sagt, als durch die Art, wie er es sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden

Tone, mit einem flüchtigen Achselzucken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem hönischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortreflich geschildert ist: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da, wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäßigung und Zurückhaltung! Ja, es scheint, daß er nach seiner Hofart und bey seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterey sich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt hätte, die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles, was er denkt, so rund ins Gesicht: und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffnern, edelgesinntern Art... Und wie in aller Welt kommt denn dieser

feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation; verlöre sich sein wohllüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen: so würde bey dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen. — Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Miene, so manchen Ton; warum muß sie sich eben so bitter äußern? — Marinelli, werden Sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; blos um dieses Günstlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daß gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint? dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn? der ein für allemal den seligen Entschluß gefaßt hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muß ihm also Appiani diese Beleidigung, die für ihn

eigentlich keine ist, verzeihen können; der Haß fällt weg, und es bleibt also nichts, als Verachtung übrig. Nun sieht man freylich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüßlich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieser kleine flüchtige Verdruß; sollte der Einfluß genug haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage herauszusetzen? Sonach bliebe Appiani in seiner völligen Heiterkeit: und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Drucke in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe gewaltsame Weise von sich stoßen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen

schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäßigung zeigt. Finge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruß über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was meynen Sie wohl, daß bey dem entzückten Liebhaber, bey dem ruhigen gesetzten Manne dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt' er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund: dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes, wie Odoardo, werden. Wen er nicht werth hält, daß er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daß er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müßte er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insekt wie Marinelli herabblickt, dessen Gift er

nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen solchen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein andrer Umstand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieser hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt: mürrisch, tiefsinnig, ärgerlich; so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht sowohl die verächtliche als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht blos in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interessirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bey dem ersten besten Anlasse

zu erbittern, seiner Würde uneingedenk sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund: es ist sehr mißlich, eines Andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht, daß, wenn auch der Dichter bey der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf diesen Entzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Entzwecks gute Dienste geleistet.

Zwölftes Stück.

Dritter Brief.

Der Widerspruch, den Sie in dem Charakter der Emilie glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein grösserer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein Freund, nicht einmal ein eben so großer, und sobald Sie den Gang

der Ideen in Emiliens letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwey entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen; und diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muß nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heißt, er muß uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt und die beyden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilie findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus bloßem Temperament so furchtsam, noch aus bloßem Temperament so entschlossen, den Tod zu leiden; sie ist beydes aus herrschender, beynahe schwärmerischer Liebe zu ihrer Religion. Bey ihrem Anfalle von Furcht hat der Dichter diesen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber

nicht eben sowohl bey ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äußert Emilie in allem, was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: »Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen tausende in die Fluthen, und sind Heilige:« aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da; wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bey ihrem endlichen Hinsinken, bey dem letzten Zuschließen ihrer brechenden Augen hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freywillig aus den Händen zu geben. »Du kennst sie,« läßt er die Mutter zu Odoardo sagen; »sie ist die »Furchtsamste und Entschlossenste unsers Ge»schlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mäch-

»tig; aber nach der geringsten Ueberlegung in »alles sich findend, auf alles gefaßt. Sie »hält den Prinzen in einer Entfernung; sie »spricht mit ihm in einem Tone u. s. w.« Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwierigkeit nur angeben würde, statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen ließ, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daß sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die an sich so vortrefliche Stelle, worin Emilie über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: »Ich habe Blut,

»mein Vater; so jugendliches, so warmes »Blut, als eine. Auch meine Sinne sind »Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für »nichts gut. Ich kenne das Haus der Gri- »maldi. Es ist das Haus der Freude u. s. f. so weiß ich in der That nicht, was aus dem Mägdchen geworden ist. Ich möchte fast argwöhnen, daß ihre Liebe zu Appiani bloße Coquetterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund; wie kann sich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiß, wie sie selbst gesteht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer, geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mägdchen ist, an die innerste Seele gehen muß; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen des Prinzen kleben: und wäre nun dieser Prinz ein Adonis, wäre er der Liebenswürdigste aller Sterblichen; so müßte er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft,

das gräßlichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kommt noch, daß sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan: und wie sehr muß nicht das, bey einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mägdchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daß bey der Verderbniß des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sey: in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äussersten Abscheue gegen den Prinzen gemäß ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daß je der Prinz ihr gefallen, daß je ihr Blut für ihn wallen, daß je ihre

Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daß Emilie ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von dem Prinzen verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mägdchen. Ich sage nur, daß sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortreflich sie an sich selbst ist, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mirs erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Fre-

vel in der Welt kann für den noch zu groß seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe außer ihm keinen Retter. Wie? wenn dann der verwirrte, in Wuth gesetzte, erschütterte Vater, der eben so sehr als Emilie vorbereitet ist, von dem Prinzen das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daß er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilie ihm antwortete, daß, nichts Geringers zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen und Heilige sind; wenn dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wuth, Zärtlichkeit

und Ehrliebe gleich heftig bestürmten, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher und den beyden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilie, weit angemeßner werden? — Freylich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge; aber die ersetzte gewiß der reiche Geist des Dichters durch andre, die uns jene vergessen machten. Für Sie, weiß ich, wäre schon das Ersatzes genug, daß Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiß nicht, mit welchem Rechte? so anstößig finden; daß Sie nun keine Rose mit einem Affekte zerpflücken sähen, der freylich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist; daß Sie nicht an die Geschichte der Virginie erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiednen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden, und daß Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geschichte der Virginie gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darin von dem Charakter des Odoardo reden, der, bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewunderung hat.

Die Fortsetzung künftig.

Dreyzehntes Stück.

Hylas und Philonous.

Wenn auch die Materie, sagt man, ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist: kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Ansehen eines großen Namens unterstützt zu werden. Locke hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht, und seit der Zeit ist er von so manchem Schriftsteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartesianer lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte; so müßte sich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber, sagten sie, Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und Wahrnehmen oder inneres Bewußtseyn der Bewegung, von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften: denn man mag die Theilchen der Materie versetzen und verbinden, wie man will; so entstehet daraus noch kein Begrif, keine Vorstellung von dieser Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, schlossen sie, muß also blos beweglich seyn, das Denken aber einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen.

Da man durch diese Gründe nur zu beweisen schien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich sind; so fragte Locke mit Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine

Kraft verleihen könne, die sie von selbst nicht haben würde?

So, wie andre Weltweise den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, ist diese Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Substanzen in einer Einzigen (durch die Vorstellung) zusammenkommen müssen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu bestehen: so läßt sich eine denkende Materie eben so wenig ohne Widerspruch annehmen, als ein viereckigter Zirkel.

Aber auch selbst nach der angeführten Cartesianischen Beweisart läßt sich der Zweifel des Engländers auf eine sehr einleuchtende Weise heben. Man kann zeigen, daß die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daß die Allmacht selbst keinem Wesen eine Kraft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukommt. Man sehe hier ein Gespräch, das über diesen Punkt zwischen zwey Weltweisen vorgefallen, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas. Und wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous. Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß sie am Dorne Rosen wachsen läßt? Erschaft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestiget sie an den Strauch?

Hylas. Das nicht. Vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Saamen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervorsprossen.

Philonous. Also, wer den Rosensaamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann; der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Saamen, durch die Entwickelung, Rosen aufblühen können?

Hylas. Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergrößern.

Philonous. Gesetzt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensaamen führt, Zitronen wachsen lassen; würde sie nicht diese dem Strauch unnatürliche Früchte besonders erschaffen, und an den Stengeln befestigen müssen?

Hylas. Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur zu wachsen scheinen, nicht wirklich wachsen.

Philonous. Mehr aber als diesen bloßen Schein, dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müßte denn den Rosendorn in einen Zitronenbaum verwandeln: das heißt, nach der Sprache einer gesunden Philosophie: den Rosendorn vernichten, und einen Zitronenbaum an die Stelle setzen.

Hylas. Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous. Freylich nicht! Und es bliebe also bey dem Vorigen: die Allmacht würde die Zitronen besonders erschaffen und mit dem Ro-

senstrauche verbinden müssen. — Wie aber? Der Stamm führt ja keine Zitronensäfte. Woher werden denn die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas. Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philonous. Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Zitronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hylas. Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hingen, sie weder hervorgebracht noch genährt hatte.

Philonous. Nunmehr wieder zu unsrer Hauptfrage! — Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne; das heißt, daß sie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Gestalten, Farben und Bewegungen, aber keiner Gedanken fähig sey.

Hylas. Ich gebe zu, daß Cartesius dieses so gut als erwiesen hat.

Philonous. Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, so wenig als Zitronensaamen im Rosendorn. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas. Allerdings! — so, wie wir an unserm Beyspiele gesehen.

Philonous. Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken, und sie kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Zitronen wachsen können?

Hylas. Auch das muß ich zugeben.

Philonous. Die Frage war also nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dies ist unmöglich; sondern: ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen und mit der Materie verbinden könne? und siehe! dieß hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken

verbunden, und beyde zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

D.

Vierzehntes Stück.

Der Bienenkorb.

Aber ums Himmels willen! — sagte ein junger Deutscher, Herr von Bertheim, zu Monsieur Le Grand, einem Pariser großen Geist nach der Mode und einem eifrigen Apostel des Atheismus — durch was für eine andere Idee, mein Herr, wollen Sie mir diejenige, die Sie mir zu nehmen suchen, ersetzen? Ich erkenne die Abhängigkeit meiner selbst und aller mich umgebenden Dinge; ich suche, vermöge einer Nothwendigkeit meiner Vernunft, wovon nichts mich entbinden kann, eine erste, eine Grundursache der Dinge: und diese Ursache —

Werden Sie auf Ihrem Wege nie finden.

Nie finden? Hab ich sie nicht schon in dem Gedanken von einem Gott gefunden?

Wie? Die Ursache von Wirklichkeiten in einem Gedanken? Die Quelle von Realitäten in einem Namen? in einem Schalle? — Sie wollen begreifen durchs Unbegreifliche? wollen aufklären durch Finsternisse?

Wenn das Ideen sind, was Sie da sagen, nicht Worte — —

Eben Worte verwerf' ich!

Nun, so würdigen Sie einen Irrenden ihrer Leitung! Führen Sie mich zu eben der Quelle der Weisheit, aus welcher Sie selbst mit so tiefen Zügen Gewißheit schöpften! — Ich wiederhole Ihnen: ich suche eine erste Ursache der Dinge; ich bin durch eine Nothwendigkeit meiner Vernunft gezwungen, daß ich sie suche: diejenige, welche ich in dem Gedanken von einer Gottheit glaubte gefunden zu haben, erklären Sie mir für Traum, für Unwesen, für Nichts: hoffentlich werden Sie doch nun ein Wesen, ein Etwas, eine Realität an die Stelle setzen?

Wie sonst? — Das erste und einzige We-

sen, welches die aufgeklärte Vernunft erkennt; die Quelle alles Gedenkbaren, alles Wirklichen, alles, was Himmel und Erde, was Vergangenheit und Zukunft befassen.

Nun? Und diese Quelle wäre nicht Gott?

Aberglaube! Eindrücke von der ersten Erziehung her! — Diese Quelle ist allein die Natur.

So hör' ich und so les' ich jetzt oft. Aber wenn ich doch von dieser Natur — —

Er wollte sagen: wenn ich doch einen Begriff von ihr hätte! allein es war nicht möglich, zum Wort zu kommen. Die Lunge des Monsieur Le Grand hatte nun einmal Athem geschöpft; und sicher wär' er der Erste aller Philosophen gewesen, wenn die Lunge und nicht der Kopf den Philosophen machte. Er setzte es als die erste, evidenteste, unumstößlichste Wahrheit fest: daß Alles in der Natur seinen Grund habe und daß es irgend etwas Nothwendiges und Ewiges gebe, woraus sich Daseyn und Beschaffenheit jedes Dinges be-

greifen lasse; er fand dieses Nothwendige, dieses Ewige in nichts anderm, als in den beyden allein reellen Ideen: Materie und Bewegung; er ließ aus dieser Materie und Bewegung Alles, was im Himmel und auf Erden entstanden war, allein entstanden seyn, spottete der trügerischen Idee eines freyen, aus eigner Kraft wirkenden Geistes, weil nichts selbstthätig sey, nichts sich aus seiner eigenen Kraft bewege, sondern Alles seine Bewegung von aussen erhalte; er machte zur ersten und einzigen Quelle dieser Bewegung, und also aller durch sie entstandenen Dinge, die Natur, und erklärte dann doch diese Natur eben durch den Zusammenfluß der Materie und der mannichfaltigen Bewegungen der Materie; er zeigte das Lächerliche, das Ungereimte in dem Gedanken eines ersten Bewegers, eines unsichtbaren, nach keiner seiner Eigenschaften zu begreifenden, nicht einmal zu denkenden Gottes, schilderte mit schwarzen, fürchterlichen Farben das Elend, das Aber-

glaube und Pfaffenbetrug über die Erde gebracht, *) und lief diesen engen, armseligen Kreis von Ideen so oft, mit so mannichfaltigen Wendungen, wieder durch, daß Herr von Bertheim alle Lust ihn zu widerlegen verlor und nur auf Mittel sann, wie er sich losreissen könnte. Er fand das Genie des Monsieur Le Grand zu bewundernswürdig, als daß ers wagen dürfte, sich mit ihm einzulassen; er begriff nicht, wie so viel Tiefsinn sich mit so viel Wohlredenheit vereinigen ließe, und bat um Zeit, alles das Schöne und Große, was er gehört hätte, zu fassen und zu durchdenken. Monsieur Le Grand, ohne den mindesten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutschen eine viel zu kühne Figur schien, schmeichelte sich mit der Ehre, Herrn von Bertheim noch öfter zu unterhalten; und die atheistische Declamation hatte ein Ende. —

Die Scene dieser Unterredung war ein Garten auf dem Landgute der Marquise von Vail.

*) Man sehe das Systême de la Nature.

lac, einer erklärten Gönnerin und Beschü-
tzerin des Monsieur Le Grand, den sie, als einen vortreflichen Kopf, zu allen ihren Soupers und Landpartieen zog. Die gute Dame war nicht mehr jung genug für die Liebe und noch nicht alt genug für die Andacht: sie hatte sich, um in der Zwischenzeit glänzen zu können, in die Metaphysik geworfen, sammelte sich, durch witzigen Spott über Himmel und Hölle, reichen Stoff für die künftige Buße, und arbeitete jezt mit an der Bekehrung des jungen Deutschen, um dessen vortheilhaftes Aeußere ihr es wehe that, das Innere noch so verfinstert zu finden. —

Indem unsre Weltweisen um eine Ecke der hintersten großen Allee des Gartens beugten, fanden sie sich plötzlich vor einem wilden unbebauten Platze, der mit dem zu gekünstelten, in zu regelmäßige Form gezwungenen Garten einen nicht unangenehmen Absatz machte. Sie traten hinaus und standen hier bald vor einer Reihe Bienenkörbe stille, deren kleine

Bewohner die Nahrung, die ihnen der Garten so reichlich darbot, mit emsigem Fleiß in die Zellen trugen.

Wie unendlich viel angenehmer, fing Herr von Bertheim an, ist doch der Anblick des Lebens, als aller, auch der reizendsten, leblosen Schönheit! Wie weit mehr, als alle die Gänge und Blumenbeete des Gartens, den wir verlassen haben, ergötzt mich die Betrachtung dieser glücklichen Bürger eines so Ordnungsvollen, so freyen, so ruhigen kleinen Staats! —

Und der Anblick ihres Fleißes, ihrer Geschäftigkeit, sezte Monsieur Le Grand sehr richtig hinzu; denn sehen Sie, wie das unabläßig kommt und geht; wie das eilt und wimmelt; wie das keinen Augenblick rastet!

Ja wohl! Und vollends erst der Zweck dieses Fleißes! die Auferziehung einer hofnungsvollen Nachwelt! die Ernährung der kleinen künftigen Bürger! —

Die denn doch aber nicht Haupt-, nicht einziger Zweck ist. —

Ich weiß. Und wenn auch nicht einziger, da freylich diese Arbeiter auch für das eigne künftige Bedürfnis sammeln; so ist sie doch immer Mitzweck: und Jungenpflege, wo ich sie in der Natur nur gewahr werde, ist mir überall so anziehend, so rührend! Jedes, auch das verächtlichste Thier, sobald es mir als aufmerksame liebende Mutter erscheint, ist mir gleich so achtungswürdig, so unverletzlich, so heilig!

Aber, mein Herr — daß Sie von Jungenpflege sprechen, das ist schon recht: allein Sie sprechen nun auch von Müttern. Sie sollten noch nie gehört haben —? indem er einhielt.

Noch nie gehört haben? Was? —

Es läßt sich nicht sagen, mit welchem großen Auge und welchem Blick voll Erstaunens Monsieur Le Grand zurück trat. Daß man unfähig seyn könne, eine etwas verwickelte Kette abstracter tiefsinniger Wahrheiten zu fassen, begriff er; denn nur zu oft war ihm die großmüthige Absicht, Andre bis zu

sich selbst zu erheben, verunglückt: aber eine so tiefe Unwissenheit, als Herr von Bertheim in der gemeinsten Naturgeschichte zu verrathen schien, war ihm bis itzt nicht vorgekommen. Dennoch befand es sich bey der Nachfrage nicht anders: Herr von Bertheim, so viel Bienenzucht er auf seinen eigenen Gütern trieb, hörte jetzt zum erstenmale in seinem Leben, daß alle die kleinen Fliegen, die er so fleißig arbeiten sähe, ohne Geschlecht und ohne Zeugungskraft wären; er fand es zwar ganz unglaublich und wider alle Analogie der Natur; allein er mußt' es endlich für Wahrheit nehmen, da Monsieur Le Grand ihm auf Ehre versicherte, daß es so wäre.

Gestehn Sie indessen, fing er nach mehrern Ausdrücken seines größten Erstaunens an, daß die Sache nicht wenig sonderbar ist. Denn die hier arbeitenden Bienen sind doch wohl nimmermehr so alt, als die Welt? sind doch wohl auch, wie alle andren irdischen We-

sen, sterblich? Gleichwohl, wenn sie ohne Zeugungskraft sind —

Nun?

Wie soll ich da immer und ewig ihren Ursprung begreifen? Woher, soll ich denken, daß nach dem Tode der alten Schwärme die neuen kommen?

Woher? sagte Monsieur Le Grand und konnte unmöglich ein kleines spöttisches Lächeln lassen. Sind denn die hier sichtbaren arbeitenden Bienen die einzigen in der Natur? Müssen denn nothwendig alle Bienen ausfliegen und Honig machen? — Lassen Sie sich sagen, mein Herr! — indem er in selbstzufriedner Stellung, mit ausgestrecktem Finger und weit gesperrten Füssen, vor ihn hintrat — dort innerhalb dieses Korbes, und so innerhalb jedes andern, wohnt eine kleine Königin, die von ihrem männlichen Serail, wie ein Sultan von seinem weiblichen, umgeben, in ganz eigentlichem Sinne das ist, was sich unsre Königinnen nur nennen: Landesmutter; eine Gottheit,

an deren Daseyn dieses ganze System, diese ganze kleine Welt hängt, und die in ihrer stolzen seligen Unthätigkeit — —

Eine Gottheit? fiel ihm Herr von Bertheim ins Wort und schlug, nach einem kleinen flüchtigen Lächeln, den Blick wie beschämt zur Erde nieder.

O, Sie verstehen mich, hoff ich. Eine Gottheit, wie eine Königin; nur der Aehnlichkeit wegen! nur weil diese innre verborgne Biene die erste Person ihres Staats ist; weil sie allein ihn zusammenhält; weil ohne sie sich alles zerstreuen, alles verlieren würde.

Ja dann — wenn Sie sich so erklären — Aber nach Ihrer Beschreibung von dieser Biene, von dieser innern verborgnen Biene, wie Sie sie nennen, muß sie wohl auch eine ganz andre Beschaffenheit, eine ganz andre Natur haben, als die bisher mir bekannten Bienen?

Wenigstens ist sie größer, hat einen andern Bau, eine andre Lebensart, andre Instinkte.

Daß ich also noch gar keinen Begriff von ihr habe? daß sie für mich im Grunde so viel, wie nichts ist?

So viel wie Nichts? — Ist denn gleich Alles nichts, wovon Sie nicht den hellen, den vollen Begriff der Anschauung haben? Muß denn Alles, was für Sie etwas seyn soll, mit Augen können gesehn oder mit Händen gegriffen werden? — Einmal sind doch diese Bienen in der Natur; Sie sehen sie, hören sie; Sie dürften sie nur reizen, um auch ihren Stachel zu fühlen: und so denk' ich, wenn diese Wesen nicht aus dem Nichts haben hervorspringen sollen — ich denke, Sie werden mir meine Mutterbiene schon müssen gelten lassen.

Verzeihn Sie! Ich hätte doch Lust, sie zu läugnen.

Wie? Sie zu läugnen? — Wenn Sie mir gleichwohl eingestehen, daß diese sichtbaren, arbeitenden Bienen ohne Geschlecht sind?

Wenn ich dieses auch eingestehe. Das thut hier nichts.

Thut hier nichts? — Nun beym Himmel! — und er lachte, daß die Thränen ihm aus den Augen liefen — Sie sind von einer Naivetät zum Erstaunen. Wie in aller Welt wollen Sie denn nun den Ursprung der Bienen begreifen? Wo glauben Sie, daß die neuen Schwärme herkommen sollen? — Oder sind Sie etwa schon wieder in Ihrem Schöpfungssystem? haben Sie schon wieder Ihre erste Grundquelle der Wesen im Sinne?

O Monsieur Le Grand! — mit einer Miene, als ob er im Ernst empfindlich wäre — ein Mann, wie Sie, könnte spotten, wo er Gelegenheit zu belehren hätte? Ich bin ja einmal Ihr Schüler. — — Doch, Sie wollten auch wohl nicht spotten, sondern nur meinen Scharfsinn wecken. Sie wollten versuchen, ob ich aus den Principien, die Sie mir so großmüthig mitgetheilt, das Räthsel nicht von selbst würde lösen können. Und wirklich —

je mehr ich der Aufgabe nachsinne — — es ist mir, als ob ich schon einen Schimmer von etwas sehr Schönem, sehr Bündigem sähe.

Worauf ich unendlich neugierig bin. Ich versichere Ihnen.

Wenigstens ist es ganz nach Ihrem eigenen Muster.

Schön! Um so lieber werde ichs mir gefallen lassen.

Vielleicht. — Doch um, als Anfänger im Denken, nicht etwa Fehler zu machen: erlauben Sie, daß ich mein Muster noch einmal vor mir aufstelle und Ihr ganzes Räsonnement wiederhole! — Behaupteten Sie nicht als denkender Atheist, der sich von den Vorurtheilen der Erziehung losgerissen, daß die Idee einer unsichtbaren, verborgnen, nach keiner ihrer Eigenschaften begriffenen Gottheit eine hirnlose Idee, und daß es der wahnsinnigste aller Einfälle sey, durch so eine Gottheit die Entstehung einer Welt zu erklären?

Nun ja! Und die Anwendung? —

Behaupteten Sie nicht ferner als gründlicher Materialist, der sich durch keine Schattenbilder der Einbildung täuschen läßt, daß die Idee eines sich selbst bestimmenden, aus eigner Kraft handelnden Wesens thöricht sey und daß, eigentlich zu reden, alle Bestimmung, alle Bewegung von außen komme?

Das behauptete ich; allerdings!

Wohl! — Sagten Sie nicht, daß alle Dinge nur durch Bewegung der Materie entstanden wären? und müssen Sie also, wenn alle Bewegung von außen kommt, nicht zugeben, daß bey keinem Dinge der Grund seines Daseyns und seiner Einrichtung in ihm selbst liege?

Freylich! Haben Sie Zweifel dagegen?

Ich würde sie anführen. — Heißt Ihnen das: Kein Ding hat den Grund seiner Entstehung und Einrichtung in sich selbst, etwas anders, als: Der Grund seiner Entstehung und Einrichtung, insofern er in ihm selbst liegt, ist nichts?

Wenn Sies so lieber hören — Was liegt am Ausdruck, mein Herr?

Dann und wann viel. — Behaupteten Sie nicht, daß die Natur allein die gesuchte, nothwendige, ewige Ursache, die einzige Quelle der Bewegung sey, die Alles wirke, hervorbringe, bilde?

Sehr richtig!

Und erklärten Sie nicht diese Natur durch den Zusammenfluß, die Summe, die Verbindung aller Dinge und aller Bewegungen, deren aber keine ihren Ursprung in den einzelnen Dingen selbst habe, sondern nur in der Kette des Ganzen?

Wiederum richtig! — Aber ich sehe nicht, wo Sie mit diesen Fragen hinaus wollen?

Dahinaus, wo ich schon bin. Denn nur des großen, Ihrem Systeme so eignen, mir noch so neuen Grundsatzes wollt' ich gewiß seyn: daß unzählig viel Nichtgründe in der Verbindung Grund, unzählig viele Nichtbewegungen in der Summe Bewegung geben,

und daß also Nichts, zu Nichts hinzugethan, Etwas werde. Mit diesem Axiom gerüstet, geh ich nun muthig an meine Aufgabe und bin gewiß, sie zu lösen. — Meine Gedankenfolge ist diese: Ich sehe hier Bienen arbeiten, die ohne Zeugungskraft sind; ich spüre Eindrücke von ihnen auf mein Gesicht, mein Gehör, meinen Gaumen, auch, wenn ich sie reize, auf mein Gefühl: ich kann ihr Daseyn nicht läugnen. Gleichwohl begreife ich auch, daß sie den Grund ihrer Entstehung außer sich haben; daß sie nicht von sich selbst sind, nicht ewig. Wo soll ich denn aber sonst ihren Ursprung suchen? In andern ihnen ähnlichen Bienen? — Denen fehlt, so gut, wie ihnen selbst, die erzeugende Kraft. — Also etwa in einer Mutterbiene, die eher als sie und von ihnen verschiedner Natur sey? — Aber wo wäre denn die? Und was sollte ich mir für einen Begriff von ihrer Beschaffenheit machen? — Nein, das wäre sehr thöricht, wenn ich nach leeren Unwesen haschte und Wirklichkeiten durch Na-

men, durch Schall erklärte. — Besser, ich fasse die sämmtlichen Bienen, die hier und anderswo arbeiten, in den allgemeinen Begriff: Bienen-All; ihre sämmtlichen Zeugungskräfte in den allgemeinen Begriff: Bienen-Natur. Nun ist zwar freylich, einzeln genommen, jede dieser Zeugungskräfte, ein bloßes Unding, ein Nichts — aber wenn gleich! Unendlich viel Nichts, hab ich gelernt, giebt in der Summe allwirkendes Etwas; und so werden unzählig viel Unmöglichkeiten zu zeugen, in Einen Begriff verbunden, zu Möglichkeit, zu mehr als Möglichkeit werden, zu wirklich zeugender Kraft. So also, durch eine aus Nichts zusammengeflossene zeugende Kraft, kamen diese Bienen zum Vorschein; so entstand, was den Grund seines Daseyns nicht in sich selbst, nicht in Dingen seiner eigenen Art haben konnte, und ihn doch auch in Nichts Verschiedenem hatte. — — Nun, Monsieur *Le Grand*? Sehen Sie, daß ich Ihre Schlußkette gefaßt habe, und

daß ich ohne Mutterbiene davon komme? daß ich dieses verborgene, ungesehene, so wenig von mir begriffene Wesen nicht brauche? daß ich mich nur lächerlich würde gemacht haben, wenn ich mich so leicht hätte fangen lassen? — Oder finden Sie etwa meine Erklärung nicht genugthuend? nicht für den gemeinsten Verstand evident?

O ausnehmend genugthuend, ausnehmend evident! sagte Monsieur Le Grand und zuckte voll Bedaurens die Achseln. — Theilen Sie Ihre Ideen dem Publikum mit! Es wäre Jammer, wenn sie verloren gingen.

Wenn Sie so meynen — —

Ich versichere Ihnen: Sie werden davon Ehre haben, alle ersinnliche Ehre! —

Die ich demjenigen zurückgeben werde, dem sie gebührt. — Mit diesem kühlen Tone verlor sich die Unterredung, und beyde gingen nun schweigend neben einander her an die Tafel. —

Monsieur Le Grand konnte die Zeit nicht erwarten, wo er mit der Marquise und der übrigen Gesellschaft allein wäre, um ihnen von dem Vorgefallnen Bericht zu geben. Doch versteht sich, daß er alles verschwieg, was seinem System oder ihm selbst zum Nachtheil gereichte. — So eine Unwissenheit und so eine Albernheit, wie die: durch lauter Zeugungsunfähige Wesen Zeugung erklären zu wollen, konnte nicht fehlen, Gelächter, Verachtung, Mitleiden, Spott, eins ums Andere zu erwecken. — Aber, sagte zuletzt die Marquise; gestehen Sie mir, meine Herren, daß eine so ungeheure Stupidität doch nirgends als jenseits des Rheins erhört ist. Denn hier in Frankreich, dem Himmel sey Dank! sind wir doch eine ganz andere Menschenart; haben doch ganz anders organisirte Gehirne. — Ja wohl! ja wohl! riefen Alle, und dann erhob sich ein lebhafter Streit: ob die Ursache dieser Stupidität mehr im Klima, oder im Gouvernement, oder in der Erziehung, oder

in irgend sonst etwas läge? Indessen, über die Sache selbst war man einig: und Herr von Bertheim, so viel Hofnung Anfangs die Marquise von ihm geschöpft hatte, sank auf einmal in eine tiefe Verachtung.

Zusatz.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bey der Wahl des Titels gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am besten zeigen. — Unter einem Philosophen scheinen sie überhaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt, gleichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der Welt das ganze gemengte Publikum, wo der eine mehr für diese, der andre mehr für jene Gegenstände ist, der eine mehr diesen, der andre mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war dabey zu beobachten, daß nichts mit unterliefe, was für irgend einen, der schon zu dem feinern gebildetern Theile des Publikums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosophie über den Menschen enthalten muß, so konnten die Briefe über Emilia Galotti hier nicht am unrechten Platze stehen, sobald sie nur sonst ihres Platzes werth waren. Dieses aber schienen sie doch immer zu seyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr scheinen, so viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen statt finden mögten. Gegen den dritten Brief habe ich selbst eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzusetzen.

Es ist offenbar, deucht mich, daß der Verfasser in dem Charakter der Emilie einen sehr wesentlichen Zug übersehen habe. Er scheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umstande herzuleiten: daß sie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas so Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, gestört worden, und das zwar von einem Manne, der so viel zu bedeuten hat, und wenn er Ernst macht, so gefährlich ist, als der Prinz.

Aber eigentlich entsteht wohl diese so große Schüchternheit aus dem Bewußtseyn, wie wenig sie sich selbst bey dem Prinzen zu trauen habe. Dieses erklärt sich schon anfangs, ehe sie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich sagt, durch einige Züge, die zwar freylich, weil sie in Emiliens eignen Reden liegen, sehr fein sind; besonders aber erklärt es sich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer ist ihr erster Gedanke auf ihre Mutter, erst der zweyte auf den Grafen gerichtet. Was sie für diesen empfindet, scheint mehr Hochachtung und Freundschaft zu seyn, als Liebe; sie scheint ihm mehr aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber sie wagt es bey ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, diese strafbare Neigung zu nähren; sie kämpft ihr vielmehr aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick dessen, der diese Neigung in ihr er-

weckt hat. Eben hieraus nun erklärt sich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äußert. Es ist völlig eben die Furcht, die sie anfangs, da sie den Prinzen in der Messe sprach, und nachher, da sie ihn in Dosalo unvermuthet wiedersah, so schüchtern, so ängstlich machte. —

Um dem Verfasser der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch das hier anführen, was ihm zu seiner Entschuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Act, kann er sagen, haben mich bey der Beurtheilung dieses Charakters irre geführt. Auch ist keine Rede der Emilie, die sich nicht so verstehen ließe, wie ich sie verstanden habe. Die Züge, wodurch sie ihr Herz verräth, sind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweydeutiger, weil der Liebhaber ein Prinz ist, gegen den sie sich aus einem weit allgemeinern Grunde so schüchtern zeigen könnte, als weil sie ihn liebt. Gleichwohl ist dieser Umstand im Character so wichtig, und hat auf die Hauptscene des

Stücks einen so großen Einfluß, daß er wohl durch mehr und durch bestimmtere Züge hätte sollen herausgehoben werden. In Nebensachen erläßt man dem Dichter eine zu ängstliche Vorbereitung, eine zu umständliche Entwickelung gern; aber über einen so wesentlichen und zur Einsicht ins Ganze so unentbehrlichen Punkt sollte er völlig bestimmt seyn. Man bedenke ferner, daß Emilie ihren Grafen, als einen sehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer sehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, gegen den sie wenigstens nicht den mindesten Widerwillen, vielmehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen eine noch ganz unentwickelte, noch gar nicht zur Reife gediehene Leidenschaft ist; daß die That, derentwegen sie ihn in Verdacht hat, auch wenn sie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äußerst verabscheuungswürdig zeigt; daß endlich die Absicht bey dieser That,

die sie nur allzuwohl vermuthet, ihr die schändlichste Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein so frommes und sittsames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daß Emilie, so frisch nach der Entdeckung dieser That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlasse die Entscheidung dem Leser, wer bey diesen Gründen und Gegengründen das meiste Recht haben mag; ob der Verfasser der Briefe oder der Dichter?

D. H.

Ende des ersten Theils.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Phil

Engel

Engel, Johann Jakob, 1741-1802 [Herausgeber]

Der Philosoph für die Welt

Bd.: 1

Leipzig 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 946 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11272994-5
VD18 80001076-001